

Oberschlesien

Zeitschrift zur Pflege
der Kenntnis und Vertretung
der Interessen Oberschlesiens



Biblioteka
Politechniki Wrocławskiej

Gebrüder Böhm, Rattowitz O.-S.

I | A 666

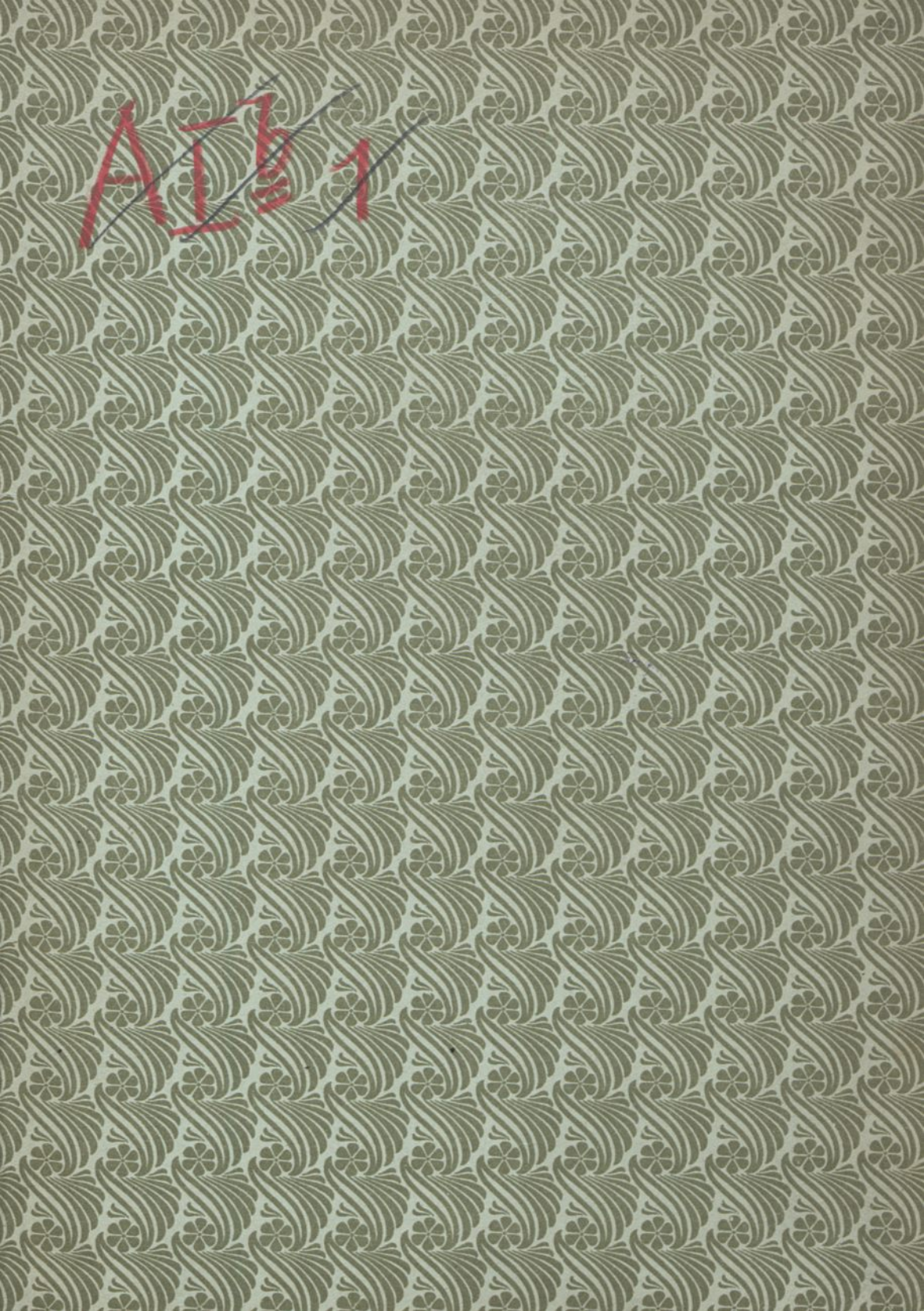
Biblioteka
Politechniki Wrocławskiej

A

666/I



~~ALB~~



Erster Jahrgang 1902—1903.



Oberschlesien

• • Zeitschrift zur Pflege • •
der Kenntnis und Vertretung
der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von

Dr. phil. Zivier.



Verlag von Gebrüder Böhm, Kattowitz O.-S.

Nachdruck und Übersetzung sämtlicher Artikel verboten!



Druck von Gebrüder Böhm, Buch- und Steindruckerei, Kattowitz O.S.

aks. 455. 1946
R

Inhalts-Verzeichnis des I. Jahrganges.

Belletristik.

- Albers, Paul. Die letzten zwölf Stunden 47—55.
Wahner, J. Die Kieferelbe (Gedicht) 55—57.
Klings, Karl. Der Nachtwächter 57—67.
Scharnweber. Die Sage vom schwarzen Brunnen 67—70.
Wahner, J. Wasserkäfer (Gedicht) 115—117.
Klerlein, Marie. Hannes Kirchgang 117—124.
Scharnweber. Babia 124—131.
Ruffert. Wie mersch ein Neisser Museum derging. Humoreske im Dialekt der Neisser Gegend 131—135.
Theodor, Josef. Valentin 135—140.
Klings, Karl. Im Armenhause 193—206.
Albers, Paul. Die große und die kleine Marianne 206—208.
Scharnweber. Die Gründung von Oppeln 208—214.
Klerlein, Marie. Warum Fritz nicht Pfarrer wurde 268—290.
Scharnweber. Aus der Vergangenheit von Leobschütz 290—295, 355—362 und 429—434.
Wahner, J. Blovelken. Gedicht im Dialekt des Grottkauer Oberkreises 341—344.
Albers, Paul. Die Egnereiche 344—350
Barfch, Paul. Der Schaffner 350—352.
Fleggel, August. Der Herr Generaldirektor 353—355.

- Klings, Karl. Katinkas Wallfahrt 415—429.
Klings, Karl. Mundartliche Volksreime 477—486.
Albers, Paul. Franz und Marie 486—502.
Klings, Karl. Das Graumännchen 554—567.
Scharnweber. Sagenhaftes aus Rati-bors Vergangenheit 572—579.
Diereck, Erna. Die Jenzer-Mali 632—642.
Wigger, Hedwig. Schwache Seelen 642—649.
Klings, Karl. Mundartliche Gedichte 718—722.
Scharnweber. Eine Sage aus Neustadts Vorgeschichte 722—727.
Krause, Aug. Friedrich. Das verlorene Paradies 778—793.
Wahner, J. Heidekiefer 795—795.
Ginsberg, Bertha. Die verrückte Marischka 795—800.
Stona, Maria. Der Flieder duftet (Gedicht) 862—863.
Klings, Karl. Ein Frühlingstag 863—873.
Scharnweber. Die Dirschelmutter 857—862.

Bergbau. Industrie.

- Kyžia, P. Freiherr v. Steinitz und Graf v. Reden. Die Begründer des ober-schleßischen Bergbaues und der Montan-industrie 175—177.

- Sirius. Oberschlesiens Montanindustrie im Jahre 1901: 180—192.
- Kolbe, Konrad. Zur geschichtlichen Entwicklung des ober-schle-si-schen Freifurgelderfonds 154—172 und 231—249.
- Glücks-mann, Alfred. Die Kartelle in der heimischen Industrie 312—334.
- Rieger, J. Die Industrie Oberschlesiens und ihr Einfluß auf Schulerziehung und Unterricht 452—469.
- Paniowski, August. Die Anfänge der Stahlfabrikation in Oberschlesien 469—473.
- Divier, E. Zur ältesten Geschichte der Eisenindustrie in Oberschlesien 509—520 und 585—590.
- Divier, E. Aus der Anfangszeit des ober-schle-si-schen Steinkohlenbergbaues u. Joh. Christian Ruberg, der ober-schle-si-sche Faust 655—661.
- Wedding, Hermann. Jugenderinnerungen aus Oberschlesien 731—754.

Geschichte.

- Divier, E. Zur Geschichte des Nordischen Krieges an der ober-schle-si-schen Grenze. Das Jahr 1702: 3—13.
- Chrzaszczycki, Joh. P. Beiträge zur Geschichte der Pfarreien im Archipresbyterat Gleiwitz 22—37.
- Divier, E. Die älteste Geschichte von Myslowitz 73—85.
- Kyżia, P. Beuthen O.S. im Pfandbesitz der Hohenzollern 98—105.
- Nowack, A. Friedrich August II, Kurfürst von Sachsen und erwählter König von Polen, in Deutsch-Piekar 105—107.
- Divier, E. Beiträge zur Geschichte der schle-si-schen Kriege 147—154.
- Siegel, Karl. Eine Schulordnung des Markgrafen Georg Friedrich 172—175.
- Kyżia, P. Freiherr v. Heinitz und Graf v. Reden, die Begründer des ober-schle-si-schen Bergbaues und der Montanindustrie 175—177.

- Krause und Divier. Die Hochflut der oberen Weichsel im Juni 1902 und Weichselregulierungs-Bestrebungen in älterer Zeit 221—225.
- Kolbe, Konrad. Zur geschichtlichen Entwicklung des schle-si-schen Freifurgelderfonds 154—172 und 231—249.
- Divier, E. Die Begründung der Pfarrkirche in Michalkowitz vor 500 Jahren 297—301.
- Chrzaszczycki, Joh. P. Die Tuchmacher in Peiskrescham. Ein Beitrag zur Geschichte des Handwerks in Oberschlesien 383—403.
- Divier, E. Zur ältesten Geschichte der Eisenindustrie in Oberschlesien 509—520 und 585—590.
- Chrzaszczycki, Joh. P. Geschichte des Dorfes Wilkau, Kreis Neustadt O.S. 526—542.
- Nentwig, H. Gekerts Tagebuch von der Belagerung der Stadt und Festung Weiße vom 23. Februar bis 15. Juni 1807: 602—612.
- Wedding, Hermann. Jugenderinnerungen aus Oberschlesien (enthält Geschichtliches über die familie Wedding und Kohlhaas) 731—754.
- Koenig, Wilhelm. Der Werdegang von Siemianowitz-Laurahütte 754—759.
- Divier, E. Amtssprache in Schlesien 803—825.

Kulturgeschichte. Kulturaufgaben.

(Siehe auch Vollstunde.)

- Schneider, August. Über den Alkoholmißbrauch in Oberschlesien 13—15 und 85—91.
- Drechsler, Paul. Oberschlesien vor fünfzig Jahren 18—22.
- Siegel, Karl. Eine Schulordnung des Markgrafen Georg Friedrich 172—175.
- Wittner, Karl. Ein Beitrag zur Frage der Kulturaufgaben in Oberschlesien 177—180.
- Chrzaszczycki, Joh. P. Die Tuchmacher in Peiskrescham 383—403.

- Balzer, Justus. Die Entwicklung des höheren Mädchenschulwesens im ober-schlesischen Industriebezirk 403—414.
- Rieger, J. Die Industrie Oberschlesiens und der Einfluß auf Schulziehung und Unterricht 452—469.
- Wahner, J. Ein ober-schlesischer Faust 475—476.
- Schiller, A. Sachsenländer 547—555.
- Wieczorek, Arthur. Russische Sachsenländer. 612—618.
- P. A. E. Aus Klein-Brassell. Betrachtungen über das Werden und Wachsen von Kattowitz 618—628.
- Rieger, J. Welche Gefahren drohen der Vegetation des ober-schlesischen Industriebezirkes, und wie ist ihnen wirksam zu begegnen? 628—631 und 698—702.
- Jivier, E. Aus der Anfangszeit des ober-schlesischen Steinkohlenbergbaues und Johann Christian Ruberg, der ober-schlesische Faust 655—661.
- Wedding, Hermann. Jugenderinnerungen aus Oberschlesien 751—754.
- Schiller, Adolf. Über schlesische Dialekte und schlesische Dialektpoesie 759—775.
- Wittner, Karl. Schulhygiene in Oberschlesien 851—856.
- Balzer, Justus. Fortbildungsschulen für Mädchen und ihre Bedeutung für Oberschlesien 825—838.

Landeskunde (beschreibende).

Kunstdenkmäler.

- Knötel, Paul. Die Holzkirchen Oberschlesiens 249—261.
- Die Bischofsgrabmäler zu Neiße 571—585.
- P. A. E. Aus Klein-Brassell. Betrachtungen über das Werden und Wachsen von Kattowitz 618—628.
- Knötel, Paul. Die Wappen der ober-schlesischen Städte 661—685.
- Koenig, Wilhelm. Der Werdegang von Siemianowitz-Laurabhütte 754—759.

Litteratur. Bibliographie.

(Ausschließlich der fast in jedem Hefte gebrachten Bücherbesprechungen.)

- Jivier, E. Oberschlesien auf dem XIII. Deutschen Geographentage 107—115.
- Weisser, Regina. Gräfin Valeska Bethusy-Huc 716—718.
- Schiller, Adolf. Über schlesische Dialekte und schlesische Dialektpoesie 759—775.
- Bartsch, A. Ein anonymes Büchlein vom Jahre 1715 und seine Bedeutung für schlesische bezw. ober-schlesische Sagen 858—851.

Volkskunde. Sitten. Gebräuche. Sagen.

(Siehe auch Kulturgeschichte.)

- Wahner, J. Die Kieferelbe. Eine ober-schlesische Volksage 55—57.
- Scharnweber. Die Sage vom schwarzen Brunnen 67—70.
- Babia 124—131.
- Die Gründung von Oppeln 208—214.
- Drechsler, Paul. Schlesische Ortsneckereien 261—267.
- Scharnweber. Aus der Vergangenheit von Leobschütz 290—295, 355—362 und 429—434.
- Lechmann, P. Der ober-schlesische Bauernsonntag 334—337.
- Schiller, A. Die böhmischen Hussiten in Schlesien 337—340.
- Jivier, E. Oberschlesisch-polnische Volksagen und Märchen 365—371 und 439—445.
- Lechmann, P. Die Spinnstuben oder Kockengänge in Oberschlesien 445—452.
- Klings, Karl. Mundartliche Volksreime. Im Dorfe Geseß bei Patzschau gesammelt 477—486.
- Wahner, J. Vom Berggeiste 520—526.
- Drechsler, P. Das Verhältnis des Oberschlesiens zu den Himmelskörpern 542—547.
- Scharnweber. Sagenhaftes aus Rati-bors Vergangenheit 572—579.

- Lechmann, P. Die oberschlesische Kirmes 590—600.
- Drechsler, P. Fahrendes Volk in Oberschlesien 600—602.
— Das Verhältnis des Schlesiens zu den Naturelementen 685—691.
- Koenig, Wilhelm. Aberglaube in Oberschlesien 691—698.
- Lechmann, Paul. Weihnachts- und Neujahrsgebräuche in Oberschlesien 702—715.
- Klings, Karl. Mundartliche Gedichte 718—722.
- Scharnweber. Eine Sage aus Neustadts Vorgeschichte 722—727.
- Riedel, J. Volkserzählungen aus dem Neißer Kreise 775—777.
- Bartsch, A. Ein anonymes Büchlein vom Jahre 1715 und seine Bedeutung für schlesische bzw. oberschlesische Sagen 858—851.

Volkswirtschaft.

(Siehe auch Bergbau und Industrie.)

- Schneider, August. Über den Alkohol-

mißbrauch in Oberschlesien 15—15 und 85—91.

- Schroeder, Eduard August. Der Ausbau der Wasserstraßen in Österreich und seine Bedeutung für Oberschlesien. 37—47.
- Krause. Fortschritte in der Bodenkultur auf der Standesherrschaft Pleß 91—98.
- Krause und Jivier. Die Hochflut der oberen Weichsel im Juni 1902 und Weichselregulierungs-Bestrebungen in älterer Zeit 221—231.
- Kolbe, Konrad. Zur geschichtlichen Entwicklung des schlesischen Freikugelderfonds 154—172 und 231—249.
- Glücksman, Alfred. Die Kartelle in der heimischen Industrie 315—334.

Vorgeschichte.

- Segger, H. Ein prähistorischer Goldfund aus Oberschlesien 15—18.
- Kloße. Funde römischer Münzen in Oberschlesien 301—315.

Autoren-Verzeichnis.

- Albers, Paul. Die letzten zwölf Stunden 47.
Die große und die kleine Marianne 206.
Die Egnereiche 344.
Franz und Marie 486.
Die Wunderquelle 567.
- Balzer, Justus, Seminardirektor. Die Entwicklung des höheren Mädchenschulwesens im oberschlesischen Industriebezirk 405.
Fortbildungsschulen für Mädchen und ihre Bedeutung für Oberschlesien 825.
- Bartsch, Paul. Der Schaffner 350.
- Bartsch, A. Ein anonymes Büchlein vom Jahre 1715 und seine Bedeutung für schlesische bzw. oberschlesische Sagen 858.
- Chraszcz, Johannes, P., Dr. Pfarrer. Beiträge zur Geschichte der Pfarreien im Archipresbyterat Gleiwitz 22.
Die Tuchmacher in Peiskretscham. Ein Beitrag zur Geschichte des Handwerks in Oberschlesien 385.
Geschichte des Dorfes Wilkau, Kr. Neustadt in Oberschlesien. Mit besonderer Berücksichtigung der bäuerlichen und Familienverhältnisse sowie des Klosters Wieße bei Ober-Grottkau 526.
- Drechsler, Paul, Dr. phil. Oberschlesien vor fünfzig Jahren 18.
Schlesische Ortsneckereien 261.
Das Verhältnis des Oberschlesiens zu den Himmelskörpern. Eine volkskundliche Betrachtung 542.

- fahrendes Volk in Oberschlesien 600.
 Das Verhältnis der Schlesier zu den Naturelementen 661.
- Fleggel, August. Der Herr Generaldirektor 355.
- Ginsberg, Bertha. Die verrückte Marischka 795.
- Glücksman, Alfred Dr. jur. Die Kartelle in der heimischen Industrie 315.
- Klerlein, Marie. Hannes Kirchgang 117.
 Warum Fritz nicht Pfarrer wurde 268.
- Klings, Karl. Der Nachtwächter 37.
 Im Armenhause 195.
 Katinkas Wallfahrt 415.
 Mundartliche Volksreime, im Dorfe Geseß bei Patzschau gesammelt und mitgeteilt 477.
 Das Graumännchen 554.
 Mundartliche Gedichte 718.
 Ein Frühlingstag 865.
- Klose, Hauptmann a. D. Funde römischer Münzen in Oberschlesien 301.
- Knötel, Paul Dr. phil. Die Holzkirchen Oberschlesiens 249.
 Die Bischofsgrabmäler zu Neisse 371.
 Die Wappen der oberschlesischen Städte 661.
- Koenig, Wilhelm. Aberglaube in Oberschlesien 691.
 Der Werdegang von Siemianowitz-Laurahütte 754.
- Kolbe, Konrad, Kreisschulinspektor. Zur geschichtlichen Entwicklung des schlesischen Freifuzgelderfonds 154 und 251.
- Krause, August Friedrich. Das verlorene Paradies 778.
- Krause, Meliorationstechniker. Fortschritte in der Bodenkultur auf der Standesherrschaft Pleß 91.
 (und Sibir). Die Hochflut der oberen Weichsel im Juni 1902 und Weichselregulierungsbestrebungen zu älterer Zeit 221.
- Kyßia, P. Beuthen O.-S. im Pfandbesitz der Hohenzollern 98.
 Freiherr von Heinitz und Graf v. Reden, die Begründer des oberschlesischen Bergbaues und der Montanindustrie 175.
- Lechmann, Paul. Der oberschlesische Bauernsountag 354.
 Die Spinnstuben oder Rockengänge in Oberschlesien 445.
 Die oberschlesische Kirmes 590.
 Weihnachts- und Neujahrsgebräuche in Oberschlesien 702.
- Neißer, Regina. Gräfin Valesca Bethusy-Huc 716.
- Nentwig, H., Dr. phil. Gekerters Tagebuch von der Belagerung der Stadt und Festung Neisse vom 25. Februar bis 15. Juni 1807: 602.
- Nowak, A., Oberlehrer. Friedrich August II., Kurfürst von Sachsen und erwählter König von Polen in Deutsch-Piekar 105.
- P. A. L. Aus Klein-Brassel. Betrachtungen über das Werden und Wachsen von Kattowitz 618.
- Paniowski, August. Die Anfänge der Stahlfabrikation in Oberschlesien 469.
- Riedel, J. Volkserzählungen aus dem Neißer Kreise 775.
- Rieger, J., Rektor. Die Industrie Oberschlesiens und ihr Einfluß auf Schulerziehung und Unterricht 452.
 Welche Gefahren drohen der Vegetation des oberschlesischen Industriebezirkes, und wie ist ihnen wirksam zu begegnen? 628 und 698.
- Ruffert, Oberlehrer. Wie merscht ein Neißer Museum derging 151.
- Scharnweber, Prof. Die Sage vom schwarzen Brunnen 67.
 Babia 124.
 Die Gründung von Oppeln 204.
 Aus der Vergangenheit von Leobschütz 290, 355 und 429.
 Eine Sage aus Neustadts Vorgeschichte. Ein Gottesgericht 722.
 Die Dirschelmutter 857.
- Schiller, A. Die böhmischen Hussiten in Schlesien 337.
 Sachsengänger 547.
 Über schlesische Dialekte und schlesische Dialektpoesie 759.

- Schneider, August, Bürgermeister. Über den Alkoholmißbrauch in Oberschlesien 15 und 85.
- Schroeder, Eduard August. Der Ausbau der Wasserstraßen in Österreich und seine Bedeutung für Oberschlesien 57.
- Seger, H., Dr. phil. Ein prähistorischer Goldfund in Oberschlesien 15.
- Siegel, Karl. Eine Schulordnung des Markgrafen Georg Friedrich 172.
- Sirius. Oberschlesiens Montanindustrie im Jahre 1901: 180.
- Stona, Maria. Der Flieder duftet (Gedichte) 862.
- Theodor, Josef. Valentin 155.
- Viereck, Erna. Die Tenzer-Mali 652.
- Wahner, J., Dr. phil. Die Kieferelbe 55. Wasserkäfer. An den Teichen im Labander Walde 115. Vlovelken. Gedichte im Dialekt des Grottkauer Oberkreises 541. Ein oberchlesischer Faust 475. Vom Berggeiste 520. Heidekiefer. Ein Märchen 795.
- Wedding, Hermann, Prof. Dr. Geh. Bergrat. Jugenderinnerungen aus Oberschlesien 751.
- Wieczorek, Arthur, Bürgermeister. Russische Sachsgänger 612.
- Wigger, Hedwig. Schwache Seelen 642.
- Wittner, Karl, Dr. med. Ein Beitrag zur Frage der Kulturaufgaben in Oberschlesien 577. Schulhygiene in Oberschlesien 851.
- Widier, E., Dr. phil. Zur Geschichte des Nordischen Krieges an der oberchlesischen Grenze. Das Jahr 1702: 5. Die älteste Geschichte von Myslowitz 75. Oberschlesien auf dem XIII. Deutschen Geographentage 107. Beiträge zur Geschichte der Schlesischen Kriege 147. (und Krause). Die Hochflut der oberen Weichsel im Juni 1902 und Weichselregulierungsbestrebungen in älterer Zeit 221. Die Begründung der Pfarrkirche in Michalkowitz vor 500 Jahren 297. Oberschlesisch-polnische Volksagen und Märchen 365 und 459. Zur ältesten Geschichte der Eisenindustrie in Oberschlesien 509 und 585. Aus der Anfangszeit des oberchlesischen Steinkohlenbergbaues und Johann Christian Anberg, der oberchlesische Faust 655. Die Amtssprache in Schlesien 805.

Zu berichtigen:

Seite	statt:	lies:
85 (Zeile 6 und Zeile 10 von oben)	Witwe	Schwester
84 (Zeile 2 von oben)	patruæ	paterne
147 (Zeile 3 von unten)	Promaitzischen	Promnitzschen
147 (Zeile 6 von unten)	Promaitz	Promnitz

1. Jahrgang. • Heft 1. • April 1902.

Oberschlesien

Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und
Vertretung der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von Dr. phil. E. Zivier.

Die Zeitschrift „Oberschlesien“ erscheint
monatlich einmal (zu Anfang jeden Monats).
Abonnementspreis vierteljährlich Mark 3,—.
Einzelne Hefte Mark 1,25.



Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und
Postanstalten, sowie die Verlagsbuchhandlung
von Gebrüder Böhm, Kattowitz O. S., entgegen.
Postzeitungsliste Nr. 5696 o.

Vom Herausgeber.

Es ist das Los von Ecken, daß sie bestoßen und beschunden werden. Das Ländchen Oberschlesien, dessen Schicksal während der ganzen Dauer seiner an neunhundert Jahre alten Geschichte es war, immer den äußersten Winkel desjenigen Landes zu bilden, dessen politischen Bestandteil es gerade ausmachte, hat die schmerzliche Wahrheit dieser Thatsache häufig an sich erproben müssen. Am südwestlichen Ende des ehemaligen polnischen Reiches gelegen, sonderte es sich von diesem zusammen mit dem übrigen Schlesiens im Jahre 1165 ab. Aus dem südwestlichen Grenzland Polens wurde es mit einem Male zum östlichen Teile Schlesiens und baute nun zum Schutze gegen das ursprüngliche Stammland Festungen, als welche z. B. laut Urkunde aus dem Jahre 1272 das Städtchen Sohrau durch Herzog Wladyslaw von Oppeln angelegt wurde. Gewissermaßen zur Auspolsterung der neuen Ecke, die es bildete, kamen im Jahre 1178 einige neue Landstriche, die Gebiete von Oswiecim, Zator, Siewierz, Teschen, Pleß und Beuthen hinzu, von denen im Laufe der Zeit die drei ersteren sich wieder abtröckelten und an ihre Zugehörigkeit zu Schlesiens vergaßen. Seit der vollständigen Absonderung Schlesiens und somit auch Oberschlesiens von Polen sind jetzt, im Jahre 1902, gerade 700 Jahre vergangen, denn im

Jahre 1202 starb Mesko der Alte, Großfürst von Polen, und seitdem hielten die polnischen Piasten an dem Testament Boleslaws III., welches dem Ältesten ein gewisses Oberrecht über die anderen Teilfürsten einräumte, nicht mehr fest. Seit der Zeit sind die schlesischen Herzogtümer als wirklich unabhängig zu betrachten. Es ist auffallend, daß in unserer Zeit, die patriotische Feste so gerne feiert, diese Gelegenheit zur Feier eines großen Landesjubiläums noch nicht aufgegriffen worden ist. Nachdem die schlesischen Herzogtümer etwas über ein Jahrhundert lang in sogenannter Selbständigkeit die Rolle von Pufferstaaten zwischen dem polnischen Reich und Böhmen gespielt hatten, schlossen sie sich am Anfang des 14. Jahrhunderts durch Lehnverträge dem Königreich Böhmen an, und — Oberschlesien wurde wiederum die nordöstliche Grenze eines neuen Reiches. Als Böhmen in die Hände der Habsburger gelangte, war Oberschlesien das nordöstlichste Land unter österreichischem Scepter. Durch die Kriege Friedrichs des Großen wurde Schlesien von Österreich losgelöst und im Jahre 1740 der Preussischen Monarchie angegliedert, zu dessen südöstlichem Grenzland Oberschlesien sich nun wieder verwandelte. Die Ecke ward aber sehr abgerundet, denn ein großer Theil, Teschen, Troppau und Jägerndorf, verblieben bei Österreich. Gegenwärtig liegt Oberschlesien an der südöstlichen Peripherie des großen Deutschen Reiches, eingeklemmt zwischen die Nachbarstaaten Österreich und Rußland. Das nicht sehr beneidenswerte Los eines Grenzgebietes hat somit Oberschlesien unter den verschiedensten politischen Kombinationen auszukosten Gelegenheit gehabt. Nicht bloß, daß es dadurch äußeren Angriffen leichter ausgesetzt war, als ein anderer Teil des Vaterlandes, und dadurch seine Geschichte einen etwas abwechslungsreichen, aber immer passiven Charakter angenommen hat. Was es immer noch schwerer empfinden mußte, war die Entfernung von der jeweiligen politischen und geistigen Centrale, wodurch eine Vernachlässigung des Landes in beiden Beziehungen, der Natur der Dinge nach, unbedingt stattfinden mußte.

Das Gefühl, von der wissenschaftlichen Forschung, von der schönen Litteratur, in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung zurückgesetzt zu werden, ist nicht ausgeblieben, und aus diesem Gefühl heraus ist auch der Entschluß gereift, die Zeitschrift zu gründen, deren erstes Heft nun vorliegt. Mit einer unbequemen Vergangenheit, einer ungünstigen geographischen Lage läßt sich vernünftiger Weise nicht hadern; nicht nörgeln und tadeln ist daher das Programm, an welches wir uns halten wollen. Nein! positive Arbeit soll geleistet werden. Immer neue Bausteine sollen herbeigeschafft werden zum Ausfüllen der Breschen, welche Zeit oder Verhältnisse dem geistigen oder sonstigen Wohlstande des Landes geschlagen haben. So soll in erster Reihe der Oberschlesier mit der eigenartigen Vergangenheit und den vielgestaltigen

Verhältnissen der Gegenwart seiner engeren Heimat vertraut und ihm dieselbe dadurch lieb gemacht, in wichtigen Fragen für ihn eine Lanze gebrochen werden. Außerhalb Oberschlesiens wollen wir helfen, diesem Ländchen die ihm gebührende Berücksichtigung und Achtung zu verschaffen.

Zur Geschichte des Nordischen Krieges an der oberschlesischen Grenze. Das Jahr 1702.

Von

Dr. E. Zivier, Breslau.

Die kleinen Beiträge zur Geschichte des Nordischen Krieges, die ich dem fürstlichen Archive zu Pless entnommen habe, um sie hier einer größeren Öffentlichkeit zu übergeben, versetzen uns zwei Jahrhunderte zurück, in das Jahr 1702, d. h. in die Zeit, wo der Sturm des kaum zwei Jahre vorher entseffelten Nordischen Krieges die Wogen des kriegerischen Getriebes aus dem Norden Rußlands, von den Gestaden des Baltischen Meeres, an die Ufer der Weichsel und die Grenzen Oberschlesiens herangewälzt hatte. Zwar sind die weiter anzuführenden Aktenstücke keine hochwichtigen diplomatischen Urkunden oder Korrespondenzen, die geeignet wären, etwaige dunkle Punkte in der Geschichte des Nordischen Krieges aufzuhellen, sie gewinnen jedoch an Interesse durch die Wiedergabe der in Oberschlesien zu jener Zeit herrschenden Stimmung, indem sie uns die Teilnahme zeigen, welche man in Oberschlesien den sich an seiner Grenze zutragenden Ereignissen entgegenbrachte, und die Spannung verraten, mit der man hier die im angrenzenden polnischen Reich und darüber hinaus geschlagenen Schlachten und abgehaltenen Land- und Reichstage verfolgte. Die zur Befriedigung dieses Interesses von der Gräfl. Promnitz'schen Regierung in Pless gesammelten Nachrichten scheinen in jeder Beziehung zuverlässig zu sein und stammen zumeist von Augenzeugen, so daß man sie wohl, wo es sich um Einzelheiten handelt, anderen, wenn auch von höher gestellten Zeugen stammenden Berichten gegenüber stellen kann. Um den Rahmen für die anzuführenden Schriftstücke zu schaffen, wird es geeignet sein, von den bekannten Ereignissen des Nordischen Krieges, die sich um das Jahr 1702 gruppieren, eine kurze Skizze zu entwerfen.

Kaum war an der Weige des 17. Jahrhunderts die Macht der Türken gebrochen, und hatten die ewigen Kriege mit dem Halbmond ein Ende ge-

nommen, als am Anfang des 18. Jahrhunderts wiederum ganz Europa mit Kriegsgetümmel sich füllte. In einer bis dahin vielleicht noch nie dagewesenen Weise hatten um das Jahr 1700 die Völker Europas gerüstet und begannen, sich gegenseitig zu bekämpfen. Während im sogenannten spanischen Erbfolgekriege die Beherrscher des westlichen Europas im Kampfe um den Thron zu Madrid ihren Völkern kräftig zur Ader ließen, entspann sich unter den Reichen des europäischen Nordostens der 21 Jahre andauernde Nordische Krieg, der zwischen Schweden auf der einen, Dänemark, Rußland oder Moscovien — wie man damals zu sagen pflegte, — Polen und Sachsen auf der anderen Seite ausgefochten wurde und an welchem zeitweise auch andere Staaten sich beteiligten. Schweden verlor in diesem Kriege außer einigen Landstrichen die Großmachtstellung, die es sich während des dreißigjährigen Krieges errungen hatte, Rußland war das einzige Land, welches großen und dauernden Nutzen aus ihm davontrug. Auch dem protestantischen Teile Schlesiens brachte der Krieg, obwohl weder Schlesien selbst noch auch Österreich, zu dem Schlesien damals gehörte, direkt an ihm beteiligt war, im Altranstädter Frieden von 1706 ein Geschenk in der Form der Rückgabe der Kirchen, welche in der Zeit der sogenannten Gegenreformation den Protestanten genommen worden waren. Sonst hatte Schlesien infolge des Krieges einige Durchmärsche schlesischer und sächsischer Truppen zu erdulden. Der Krieg wurde 1700 dadurch begonnen, daß von den Verbündeten August II., König von Polen und Kurfürst von Sachsen, mit seinen sächsischen Heeren in Livland, die Russen unter dem Zaren Peter dem Großen in Ingermanland, die Dänen in Schleswig, alles zu jener Zeit schwedische Provinzen, einfielen. Kurz entschlossen, machte sich der jugendliche Karl XII., König von Schweden, nachdem er ein Bündnis mit den Seemächten England und Holland geschlossen hatte, mit einem großen Heere nach Dänemark auf und zwang diesem durch Bedrohung Kopenhagens einen am 18. August 1700 zu Travendal geschlossenen Frieden ab, laut welchem Dänemark in erster Reihe von seinen Verbündeten sich lossagen mußte. Karl XII. wandte sich dann gegen Rußland. Er landete mit 18000 Mann im Oktober 1700 bei Pernau in Livland und zog mit einem Heere von 8000 Mann den Moscovitern entgegen, die mit einem sechsmal stärkeren Heere ihn bei Narwa erwarteten, woselbst er ihnen am 30. November eine schmachvolle Niederlage bereitete. In der Meinung, er sei mit den Russen fertig, kehrte sich Karl gegen August II., den er in erbittertster Weise zu verfolgen anfang. August II., Kurfürst von Sachsen, wegen seiner großen Körperkraft der Starke genannt, war 1697 zum König von Polen gekrönt worden. Das zu jener Zeit vollständig zerrüttete und demoralisierte polnische Reich hatte in dem ränkevollen, lügnerischen, eitlen, ehr- und

genußfüchtigen August II. ein würdiges Oberhaupt gefunden. Tarnowitz in Oberschlesien war es, wo am 15. Juli 1697 August, in Erwartung seiner endgiltigen Wahl zum Könige in Polen, die offizielle polnische Gesandtschaft empfing, und am 27. Juli bekannte er sich in Piekar öffentlich zum katholischen Glauben und beschwor die polnischen *pacta conventa*¹⁾.

Den Krieg gegen Schweden hatte jedoch August als Kurfürst von Sachsen und nicht in seiner Eigenschaft als König von Polen begonnen. Die Republik Polen wollte neutral bleiben.

Am 7. Juli 1701 schlug Karl XII. das Heer Augusts II., das aus 10 000 Sachsen und 19 000 Russen bestand, bei Riga und marschierte auf Polen los, um diesem den Vorschlag zu machen, August zu entthronen. Um das Kriegswetter von sich abzuwenden, schickte August, nachdem er sich vergebens nach neuen Verbündeten umgesehen hatte, eine Gesandtschaft nach der andern an Karl XII. Seine Treulosigkeit ging so weit, daß er ihm das eine Mal die Aufopferung seines moskowitzischen Verbündeten antrug, ein zweites Mal ihm den Vorschlag machte, eine Teilung Polens vorzunehmen. Karl blieb jedoch bei der einen Forderung: Verzichtleistung Augusts auf die polnische Wahlkrone. Ohne Polen den Krieg anzukündigen, brach Karl als persönlicher Feind Augusts in Polen, wohin sich dieser begeben hatte, ein und bereitete ihm am 19. Juli²⁾ bei Kliszow in Polen eine Niederlage.

Hier schließt sich nun der Brief des Tarnowitzer Bürgers G. Schumann an seinen Schwager (der Name fehlt, vermutlich war es ein höherer Plesser Beamter, vielleicht der Landeshauptmann selbst) in Plesz (Nr. 1), an. Dieser Brief bringt eine Schilderung der Schlacht bei Kliszow und die Nachricht über einen Einmarsch der Sachsen nach Oberschlesien. Wie wir sehen, ist man in Tarnowitz so „konsterniert“ gewesen, daß sich viele Bürger nach

¹⁾ Der Übertritt Augusts zur katholischen Kirche hatte schon früher, um ihn als Kandidaten für den polnischen Thron in Betracht kommen zu lassen, am 2. Juli 1697 in Osterreich stattgefunden. Schon am 26. Juni, am Wahltag, zeigte Przebendowski, der für August agitierte, die Beglaubigung des päpstlichen Nuntius darüber, daß August bereits zum katholischen Glauben übergetreten war. Es kann sich also in Piekar nur noch um eine Wiederholung der Professio neben dem Beschwören der *pacta conventa* gehandelt haben. Durch den Übertritt zum Katholicismus verriet August die Traditionen Sachsens, welches bis dahin an der Spitze der Protestanten im Deutschen Reich gestanden, und spielte dadurch dem Kurfürsten von Brandenburg, späteren König von Preußen, die Rolle des Vertreters und Beschützers der Protestanten Deutschlands in die Hand. — Vergl. zur Ablegung der Professio durch August in Piekar: Zeitschrift für Geschichte und Altertum Schlesiens, Bd. XV, S. 511 ff.

²⁾ Nach Szujski, Dzieje Polski, Band IV, am 8. Juli, also vermutlich nach altem Stil gerechnet, der im 18. Jahrhundert gegen den neuen um 11 Tage im Rückstande war.

Ratibor geflüchtet haben. Vier Wochen nach der Schlacht bei Kliszow sehen wir die Schweden als Sieger bei Krakau (s. Nr. 2 u. 3). Ein weiterer Brief desselben G. Schumann vom 22. August zeigt uns, daß die Schweden inzwischen in Tarnowitz gewesen sind (Nr. 4). Aus einer Notiz d. d. Pleß d. 22. August 1702 (Nr. 5) sehen wir, daß Fürst Dolgorukij, der russische Gesandte am polnischen Hofe, sich damals in Troppau aufhielt und daß sein Sekretär Niselle auf dem Wege dorthin Pleß berührte, wohin er die Nachricht von einem Siege Scheremetjews über die Schweden brachte. Nr. 6 verrät uns, mit welcher fieberhaften Spannung man in Oberschlesien den Fortgang des Krieges beobachtete und wie man bemüht war, sich authentische Nachrichten zu verschaffen. Nr. 7—11 bringen Nachrichten über den Fortgang der schwedischen Aktion in und um Krakau. Die briefliche Mitteilung Geblers vom 30. August 1702 (Nr. 10) über das Benehmen der Schweden in Krakau steht in Widerspruch mit dem Berichte des vor. kurzem erwähnten Fürsten Dolgorukij, russischem Gesandten am polnischen Hofe, an den Hof zu Moskau. Dolgorukij schreibt: „Wir können von den Polen gar keine Hilfe mehr erwarten, in Folge der ihnen vom Feinde (den Schweden) zugefügten Verwüstung: er hat nicht bloß das ganze Land verwüstet, — aus den Kirchen in Krakau hat er die Reliquien hinausgeworfen, die heiligen Geräte aus Silber alle genommen, die Gräber zerstört, auf der Burg das Königliche Haus niedergebrannt und nicht nur die Kaufleute und Bürger, sondern auch die Mönche aus den Klöstern durch schwere Kontributionen verjagt, so daß man den Polen mehr Verwüstung und Schimpf nicht mehr anthun kann.“¹⁾ Nach dem Geblerschen Brief, der wohl als zuverlässig bezeichnet werden kann, und mit dem auch Nr. 4, der zweite Brief Schumanns, hierin übereinstimmt, haben die Schweden nicht in dieser barbarischen Weise in Krakau gehaust, wie der russische Resident am polnischen Hofe es schildert.

Nr. 1.

Tarnowitz, den 22. Juli 1702.

Wohledler, gestrenger und hochbenamter!

Hochgeehrter Herr Schwager. Die Particularia von dem unglücklichen Haupttreffen des Königs von Polen wollen von seinen sächsischen Herrn Officiers sehr coloriret werden, um nicht allein ihres Königs, sondern auch ihre selbsteigene Schande zu bemänteln; alleine der gemeine Mann

¹⁾ Nach dem Original-Bericht im Moskauer Archiv des Ministeriums des Äußern mitgeteilt bei Соловьёвъ., Исторія Россіи (Solowjew., Geschichte Rußlands) Bd. XV, S. 16.

hat es bereits der ganzen Welt bekannt gemacht und ist ein großes Versehen, daß sie ihre Bagage-Wagen harte an der Armee postiret und zwar diesseits eines Morastes, dann (= denn) sie anders nicht die Rechnung ohne einen guten Wirt gemacht, als daß der Sieg ihrerseits fallen müßte. Und nun in dem widrigen (d. h. da nun der umgekehrte Fall eintrat), was nicht erschlagen und durch den Morast kommen können, darinnen umkommen müssen. Daß nun die polnische oder Kron-Armee totaliter geschlagen, haben wir hier ein ganz anderes, daß davon über 6 oder 10 Mann nicht geblieben, dann sie haben den rechten Flügel geführt, worauf die Schweden zuvörderst losgegangen und nicht einmal die völlige Salve ausgehalten, sondern also gleich na odwrot w rosypkę poszli (sic! d. h. kehrt gemacht und sich aufgelöst haben); nachdeme (d. h. worauf) die Schweden zu die Herren Sachsen sich gemacht und fast nach ihrem Willen gehäuset, daß ihnen also das völlige Lager, Artillerie und Bagage, nebst der Königl. geheimen Kanzlei und Kriegscassa von 86 Tausend Specie-Thalern, dann der Herr von Reichling kurz davor 120 Tausend Thaler gebracht, davon aber der Kron-Armee 46 Tausend ausgezahlt worden, nebst dem Königl. Silber-Servis zur Beute worden. Die Generals und Obristen will man bis auf drei tot und blessirter sagen, wovon mit nächstem was gewisseres. Die anhero (d. h. nach Tarnowitz OS.) gekommene Artillerie ist diese Nacht zurückgegangen, alleine bei heutiger Ankunft des Herrn Obristen Seifferts und seines Herrn Bruders hinwiederzurückberufen worden und solle mit denen bereits im Marsch begriffnen 7 Regimentern unter Krakau gehen nebst denen flüchtigen Sachsen, welche bei Oppeln aufgehalten werden sollen. So vernehme auch gleich von ihrem allhier subsistirenden Landes-Drögoner, daß der Marsch derselbten über Ratibor und sodann durch das Pleßnische kommen dürfte. Ich aber habe dato hiervon nichts gewisses. Daß der König einen Obristen und Obrist-Leutenant, daß sie ihrem Devoir nicht nachgekommen, mit eigener Hand niedergelegt, will gewiß gesagt werden. Wir aber leben allhie sehr consterniret, aus welcher Ursach auch unser etliche mit dem wenigen inzwischen nacher Ratibor uns begeben. Gott sei mit uns! Das Magazin- und Proviantwesen hat uns bei dem König von Schweden bekannt gemacht. Inzwischen uns allerseits göttlicher Obhut empfehlend, ersterbe meines hochgeehrten Herrn Schwagers schuldigster Diener

Tarnowitz, den 22. Juli 1702.

G. Schumann.

P. S. An unsern lieben Herrn Amtmann in Lendzin, auch seine Liebste einen schönen Befehl (= Empfehlung). Gott helfe ihm, dann er, wie höre, große Verdrießlichkeiten mit den Herren Sachsen leidet. — Original.

Nr. 2.

Kra kau, den 12. August 1702.

Befehl des Magnus Grafen von Steinbock kgl. schwedischen General-Major und Obersten eines Regiments zu Fuß, Kommandanten des Schlosses und der Stadt Krakau, an die Bürger und besonders den Magistrat von Krakau, abends, sobald man die Trommel rührt und den Zapfenstreich schlägt, keine Spirituosen an die schwedischen Soldaten, wie auch an andere Personen zu verkaufen, noch auch nach besagter Zeit auf den Straßen herumzugehen.

In einem zweiten Erlaß, bei dem das Datum nicht angegeben ist, fordert Graf von Steinbock die Bürger Krakaus auf, ihren Geschäften wie zuvor nachzugehen, und befiehlt dem Magistrat, die Leute, welche Lebensmittel feil tragen, zu veranlassen, in die Nähe des Schlosses oder in das Schloß selbst zu kommen, damit die Soldaten es nicht nötig haben, danach in die Stadt zu laufen. — Abschrift in deutscher Sprache.

Nr. 3.

Kra kau, den 15. August 1702.

Den 10. dieses ist der König von Schweden mit seiner Armee in diese Stadt kommen und hat die Stadt auch das Schloß mit etlich hundert Mann besetzt und fordert allein von der Stadt 60 000 fl. Brandschatzung, ohne was die Klöster und Vorstädte geben müssen. Sie fangen schon an, feindseligkeiten zu verüben, indeme sie schon einige Dörfer in Brand gesteckt. Der König in Polen ist mit seiner Armee bis zwei Meilen von hier kommen. Der Fürst Lubomirsky, als Kronfeldherr, ist im Lager ankommen und berichtet, wie das eine Partei Polen auf einige Schwedische Cavaliers, an der Zahl 30, gestoßen und selbige mehreren Theils gefänglich eingebracht.

P. S. Von Riga wird geschrieben, daß die Schweden mit denen Moscovittern getroffen und hätten jene mit großem Verlust das Feld räumen müssen und würde nun bereits die Stadt Derpt (Dorpat, heute Juriew) von denen Moscovittern besetzt sein.

Nr. 4.

Tarnowitz, den 21. August 1702.

Wohledler und hochbenamter! Hochgeehrter Herr Schwager.

Daß einige Schwedische Officier zusammt ihren Bedienten und Gemeinen, zusammen 22 Perschonen, abgeruckte Woche anhero kommen, ist wahr, alleine sie sind annoch freitags von hier weg zu ihrer Armee, so

unter Czenstochau in drei zerteilten Läger stehet, abgereist, mit allhier gedungenen Pferden von Herrn Gotthard Conradi, welche gleich heute nach Mittage zurückgekommen und was sie davon versprochen, richtig gezahlet, wie ingleichen, was sie allhier verzehret. Der Mann, so sie abgeführt, berichtet nachfolgendes, daß als sie in das erstere Dorf in Polen gekommen, alsogleich bis 30 Stück Hühner caputiret. Diese schwedische Officiers sind durch Breslauer Landkutscher anhero gebracht worden. Erzählet also ferner dieser allda geweste Mann, daß ihr Läger oder Armee unter Czenstochau bis 10000 Mann geschätzt würde. Sie wirtschaften ziemlich dort herum in Scheuern und Feldern. Item daß ihnen die Czenstochauer Geistlichen bereits eine Tonne Goldes offeriret, womit sie aber nicht zufrieden sein wollen; auch daß der König von Polen die unterm Commando des Töckeli und Ragozi zum Succurs der Schweden anführende Ungarn geschlagen, wobei der Töckeli tot, der Ragozi aber gefangen sein solle, und letzlichen, daß der König von Schweden mit seiner Armee von Krakau in kurzem bei seinem Succurs unter Czenstochau erwartet würde. Daß der Schwede in Krakau erorbitiren solle und die Häuser spoliren, ist dieses die Ursach, weilen sich die Eigentümer der Häuser aus dem Staube gemacht, als Herr Cracker und Strzybrnicki, sind also ihre beide Häuser spoliret worden, und öffentlich publiciren lassen, daß allen abwesenden falls sie binnen ehlichen Tagen sich nicht einfinden, eben dergleichen begegnen solle, daher der allhie subsistirende Herr Glasz und sein Bruder abgeruckten Sonnabend nacher Krakau abgereist. Daß aber der Schwede in Schlesien gehen und Breslau bombardiren wolle, wissen wir allhie nichts, wohl aber haben die bei uns geweste schwedische Officiers versichert, daß ihr gnädigster König wider den Kaiser nichts feindliches vornehmen würde noch könnte, weilen er in die große Allianz sich mit eingelassen. Dieses wird aber von Breslau geschrieben, daß der König von Schweden bei Ihro Maiestat dem Kaiser das Ansuchen thun lassen, womit der General Flemming die kaiserlichen Lande quittiren solle. Gleich diesen Augenblick kommt der Herzog von Meckelburg zurück, welcher in höchster Lebensgefahr gewesen, indeme zu Ilkusch in die zweitausend Polacken mit Sensen, Hacken und Büchsen sich zusammenrottiret, vorwendende, er entführe den heiligen Stanislaum von Krakau und den Körper des Herzogs von Holstein, haben ihn auf drei Meilen Weges verfolgt, hat aber in der Eil 15 bis 20 wohlberittene Polen zur Secunde (d. h. zur Hilfe) aufgebracht, welche die üble Präsumption den ihrigen benommen. Man kann aber von des Herzogs Verrichtung nichts erfahren; er solle auch bei dem Könige von Polen in Perschon nicht gewesen sein, nur sein Secretarius. So ist auch ein Württembergischer Rat, welcher ein evangelischer Abt sein

solle, allhier durchpassiret, hat sich aber allhier gar nicht zu erkennen geben wollen, sondern man hat dieses von einem von Adel aus dem Opplischen erfahren, deme er sich vertrauet, weilen sie in der Jugend in Frankreich zusammen gewesen, jezo aber in Breslau einander zu erkennen bekommen. Diesem — sage ich — hat er sich vertrauet, daß er von sämtlichen hochfürstlich sächsischen Häusern dieses in Commissis hätte, dem Könige von Schweden acht Millionen zu offeriren, vor die durch den König von Polen ihm in Liffland gethane Schäden, nur daß er ihm auch zur Souveränität verhelfen wolle. Womit schliesse und ersterbe meines hochgeehrten Herrn Schwagers treu verbundner

Tarnowitz, d. 21. August 1702.

G. Sch(umann).

P. S. (in polnischer Sprache). Die Frau Gemahlin grüße ich und wünsche ihr gute Gesundheit. Die Weber haben versprochen, zu unserem Jahrmarkt das Geld wiederzugeben. — Original.

Nr. 5.

Pleß, den 22. August 1702.

Des Moscovitischen Gesandten am Polnischen König, des Fürsten Dolgoruka (er hieß Dolgorukij) Secretarius, Herr Christomus Niselle, so jezo bei mir gewesen, bringt eine gewisse neue Zeitung, daß der Moscovitische General Cheremet (er hieß Scheremetjew) mit dem schwedischen General Schlieffenbach bei Derpt (Dorpat jetzt Juriew) geschlagen, dabei von der schwedischen Infanterie bis 9000 Mann auf der Wahlstatt blieben, die Cavallerie sich verstreut und die Artillerie den Moscoviten zur Beute geworden, welches dem Herrn Gesandten nacher Troppau, woselbst er izo ist, der am königlich preussischen Hof befindliche Resident solle überschrieben haben. Was eigentlich daran wahr sein möge, steht ferner zu erfahren. — Abschrift.

Nr. 6.

Dzieszkowitz, den 28. August 1702.

Schreiben des Johann Pinocci auf Dzieszkowitz an den Amtmann von Lendzin Andreas Wientzel. Johann Pinocci dankt dem Amtmann von Lendzin, seinem Freunde, für die ihm aus Pleß übersandten Schriftstücke, wie auch für die Nachrichten aus Tarnowitz, die er durch seine Vermittlung vergangene Woche erhalten. Er, Pinocci, habe über die Fortschritte der Schweden nichts ermitteln können. Der erste Bote, den er nach Krakau abgesandt, sei in Folge der Gefahr vor den Schweden nicht hingekommen, der zweite, den er vergangenen Donnerstag (d. h. also den 24. August) abgesandt, sei noch nicht zurückgekommen. Ungewisse Nach-

richten wolle er ihm nicht aufstischen. — Es folgt dann noch eine Kannegießerei über die Aussichten des Krieges, die Stellung der Seemächte 2c. — Original, in polnischer Sprache.

Nr. 7.

Auschwenz (Oswiecim), den 29. August 1702.

Von Ihro Majestät unseres Königs Ankunft unter Krakau vernimmt man noch nichts. Die Wallachen und Tartaren aber thun den Schweden zu wenig auf den Parteien Abbruch, weßwegen die Ordensleute um Bielau mit ihnen Verdruß haben und ihrer zwei dahero in Arrest genommen wurden, weil sie in ihren Wäldern die Tartaren mit Fleiß hegen sollen. Wir haben allhie noch keine Proviante gegeben. Um Tyniec aber reiten die Schweden zu etlich Hunderten aus und holen die Proviante selber. Krakau soll meistens verschlossen sein. Die Vorstadt Zwierzyniec aber von der Seiten gegen Wola abgebrannt. — Abschrift.

Nr. 8.

Extract-Schreiben (d. h. Auszug aus einem Schreiben) aus Wielowies vom 29. August 1702. Heute kamen unverhofft 200 Schweden zu Fuß unterm Commando Herrn Major Lorenz Börnhooffs wegen Notificirung des bereits per Universalia publicirten Proviants allhier an. Sie wollten zwar bei mir nachten, aber ich brachte es bei ihrem sich sehr civil aufgeführten Commandeur endlich dahin, daß sie sich weg und in's Zatorische Fürstenthum begaben. Sie kaufen sich Brod, Bier und alle Victualia, predigen, wie es scheint, anjeto ganz freundlich das Proviant-Evangelium; werden aber bei ihrer Rückkunft die Attestata des zu ihrer Armee schon gelieferten Proviants nicht parat sein, alsdann wollen sie als Feinde procediren. — folgen Nachrichten über den am 23. August abgehaltenen „General-Kriegsrat“. — Abschrift.

Nr. 9.

Krakau, den 30. August 1702.

Unsere versammelten Wojewodschaften haben zu Sandomir einen Reichstag zu Pferde gehalten und sollen daselbst unterschiedliche, zumal von der Schwedischen faction, geblieben sein. Der Reichstag soll erst künftigen Sonnabend (d. h. also den 2. September) zuende gehen. Wird man also hören, wie er vollend ablaufen dürfte. Die Schweden allhie setzen sich je länger, je fester, und meint man, es werde ihrer noch mehr in die Stadt marschiren, wiewohl ihr bis dato kaum 2 $\frac{1}{2}$ Tausend drinnen sind. Der kaiserliche Gesandte ist allhie mit neuer Instruktion, und redet

man, daß der König in Schweden ihm wegen der Friedenstractate an die Republik (d. h. Polen), diese aber hinwieder geeignete Commissarien, an gedachten König absenden werde. Andere aber meinen, man dürfte außer einer Bataille nicht vonsammen kommen. Der Pommerische Succurs wird morgen allhie erwartet. Die Schweden wollen uns überreden, daß ihnen Ihro Kays. Majestät schon die Winterquartiere in Schlesien vorwilliget haben sollten. — Abschrift.

In einem weiteren Berichte aus Krakau von demselben Tage heißt es, der kaiserliche Gesandte konferiere fleißig mit den schwedischen Ministern, allein man könne nicht ermitteln, was es eigentlich sei. Der König von Schweden sei nicht in der Stadt, sondern draußen im Lager, sein Aufbruch von dort sei unbekannt. — Abschrift.

Nr. 10.

Extract aus Herrn Geblers Briefe d. d. 30. August 1702. Es stehen die zwei königl. Schwedischen Armeen nunmehr nur $3\frac{1}{2}$ Meilen von einander. Wir werden nicht so gedrückt von Ihr Königl. M. von Schweden, wie man ausgiebt, obgleich anfangs die Sache etwas scharf ausgesehen. So empfinden wir doch die Clemenz J. K. M., nachdem wir uns nur mit der Contribution willig eingefunden, und innerhalb fünf Wochen Proviand zu liefern versprochen. Denen Kirchensachen geschieht keine Gewalt, sondern werden conserviret unter Petschaft.* — Abschrift.

Nr. 11.

Auschwentz (Oswiecim), den 30. August 1702.

Ob ich wohl wegen der Schweden gestern noch keine Gewißheit schreiben können, so berichte dennoch heut, daß ihrer 200 zu Fuß und 15 zu Pferde in Zator ankommen, um Proviante abzuholen. Wollen teils noch zu Przejsć und morgen auf die Nacht allhier zu Auschwentz sein. Ich bin selbst bei ihnen gewesen und habe von ihrem Commandanten ein Universalmandat empfangen, solche Proviante auf Krakau abzuführen. In Zator und anderer Orten begehen sie keine Violenz viel weniger plündern sie. Ich bat zwar den Commandanten, er möchte nicht erst auf Auschwentz kommen; er gab mir aber zur Antwort, seine Ordre laute, daß er bis an die Schlesischen Grenzen reiten sollte. Weiß also nicht, wo er sich weiter hinwenden möchte. Im polnischen Lager sind noch immer Spaltungen pp. — Abschrift.

*) Vergl. oben S. 6 den ganz anders lautenden Bericht des russischen Gesandten Delgorujkij.

Nr. 12.

Ohne Ort, vermutlich Oswiecim, den 31. August 1702.

Unserer Schweden halber berichte ich, daß sie wie uns von Krakau geschrieben wird, nicht mehr lange daselbst aushalten werden, weil sie sich vor unfres (des polnischen) Königs conjugirten Armee fürchten müßten. — folgt ein Bericht über den zu Sandomir abgehaltenen „Reichstag zu Pferde“. — Abschrift.

Nr. 13.

Dzieszkowiz, den 1. September 1702.

Schreiben des Johann Pinocci an Sigismund Wientzke, Einnehmer (wybierczy) zu Plesß (in polnischer Sprache).

Da ich aus dem Patent, das mir heut präsentiert worden ist, ersehe, daß die löbliche Regierung (zu Plesß) die consignationes liquidationum des Marsches des sächsischen Heeres des Königs von Polen in quadruplo zu versenden bestimmt, werde ich mich bemühen, Ihnen duplicatas copias zu denen, die ich über Lendzin geschickt habe, originaliter zu übersenden, und zwar so, daß Sie dieselben innerhalb des durch das Oberamt (in Breslau) vorgeschriebenen Zeit erhalten können. —

Folgen Nachrichten aus Krakau, so über eine neue durch die Schweden über Krakau, Kasimierz und die Vorstädte verhängte Kontribution von 100 000 Tymphen (= 20 000 damaligen Reichsthalern), von Einquartierungen in den dortigen Häusern u. Die Nachrichten bieten nichts neues. Am Schlusse des Berichtes bittet Pinocci, die erlangten und im Schreiben mitgetheilten Neuigkeiten der Regierung zu Plesß weiter mitzuteilen. — Original.

Über den Alkoholmissbrauch in Oberschlesien.

Von

Bürgermeister August Schneider, Kattowitz.

Wie in den meisten Kulturstaaten, so ist auch bei uns in Deutschland seit einigen Jahren die Erkenntnis von der Notwendigkeit allgemein geworden, den schädlichen Wirkungen des unmäßigen Alkoholgenusses nach Möglichkeit entgegenzutreten. Wer längere Zeit in Oberschlesien gelebt hat, der weiß, daß ganz besonders in unserer engeren Heimat die Branntweinpest ganz besonders verbreitet und daß es ihr zuzuschreiben ist, wenn die Entwicklung des Volkes in kultureller Beziehung nur langsam fortschreitet.

Es dürfte von keinem Einsichtigen bestritten werden, daß sie fast allein das stetige Anwachsen der Armenlasten in unseren Gemeinden verschuldet. Die große Zahl von Irrsinnigen welche gerade der Industriebezirk stellt, und die Menge der Trunkenboldserklärungen, die fast jede Nummer der Amtsblätter aufweist, sie finden ihre Erklärung in dem Laster des gewohnheitsmäßigen Schnapsgenusses. Es würde zu weit führen, auf die mannigfachen Ursachen einzugehen, welche den Einzelnen oder auch ganze Volkskreise zum Trinker machen. Nur auf einen Punkt möchte ich hinweisen, weil derselbe von allgemeinem Interesse ist und, nach meiner Ansicht, bisher zu wenig Beachtung gefunden hat:

Das Streben, den jugendlichen Arbeiter zu schonen und eine seiner Gesundheit nachteilige Überanstrengung zu verhindern, hat bekanntlich die Gesetzgebung bewogen, für die Beschäftigung der „Jugendlichen“ in den industriellen Werken strenge und weitgehende Bedingungen vorzuschreiben. Für die Betriebe sind nun diese Vorschriften sehr schwer und auch dem vom besten Willen beseelten Leiter einer Grube, Hütte oder Fabrik ist es oft gar nicht möglich, alle diese Bestimmungen gewissenhaft durchzuführen. Oft sind deshalb Eigentümer, Direktoren oder Werkführer eines solchen Betriebes in Untersuchung genommen worden, und nicht selten wurden gegen Einzelne empfindliche Strafen verhängt. Diese schlimmen Erfahrungen haben nun begreiflicher Weise in den Kreisen der Industrie eine starke Verstimmung und in der Folge einen tiefgehenden Widerwillen gegen die Beschäftigung Jugendlicher erzeugt. Viele Werke und manche Fabrikanten nehmen deshalb grundsätzlich solche Arbeiter nicht mehr an, und wer sie noch beschäftigt, der thut es in möglichst eingeschränktem Maße. Was sollen nun diese jungen Menschen im Alter von 14 bis 16 Jahren beginnen? Zum Handwerk gehen die meisten nicht gern, weil sie dann die Fortbildungsschule besuchen müssen. Und daß sie dies nicht gern thun, ist ihnen doch wohl nicht sehr zu verdenken, wenn erwogen wird, daß in diesen Jungen zumeist ganz naturgemäß der Wunsch lebt, nach dem eben überwundenen Zwange der Volksschule sich einer gewissen Freiheit zu erfreuen, und daß diese Freiheit dem Lehrling ohnehin schon in nur geringem Grade vergönnt ist. Die Zahl der Glücklichen, denen die Verhältnisse gestatten, einen anderen Beruf zu ergreifen, welcher sie höher hinauf führt, ist nur gering. Viele widmen sich dem Schreibfache, aber nicht wenige geraten da auf eine schiefe Bahn. So kann es nicht Wunder nehmen, wenn die große Mehrzahl der jungen Leute in dieser für ihr ganzes spätere Leben meistens entscheidenden Entwicklungszeit ohne feste Thätigkeit als Gelegenheitsarbeiter oder oft auch ohne irgendwelche Beschäftigung dahinlebt. Das fehlen einer festen, zielbewußten Hand, die Möglichkeit, einen wenn auch geringen Lohn ihrer Arbeit nach eigenem

Gutdünken zu verbrauchen, mit einem Worte die ungerregelte Lebensweise, legen den Grund zum Bummeln und damit zum Trinken. Wenn solche Menschen dann als erwachsene Arbeiter in den Betrieb eines Werkes aufgenommen werden, so ist es oft schon zu spät; sie sind dem Laster verfallen und stellen den Hauptteil zu der Masse der Unglücklichen, welche, statt ihr Leben verständig zu genießen, sich und die Ihrigen unglücklich machen. Wenn es möglich wäre, eine den Thatsachen wirklich entsprechende Statistik aufzustellen, so würden die Herren Gesetzgeber zu ihrem Schrecken erkennen, daß die überwiegende Zahl der Männer, die unsere Gefängnisse füllen, in der geschilderten Weise zu ihrem Elende gekommen sind.

Ich spreche, wie ich ausdrücklich hervorhebe, nur von den Verhältnissen in unserem Industriebezirke und weiß nicht, ob diese Ausführungen auch für andere Gegenden zutreffen. Ebenso muß ich, um nicht mißverstanden zu werden, betonen, daß ich die wohlthätigen Ziele der fraglichen Gesetze nicht verkenne. Die Notwendigkeit lag unzweifelhaft vor, für die Beschäftigung Jugendlicher besondere Vorschriften zu erlassen. Aber darüber darf billig gestritten werden, ob die gewählten Mittel für diesen guten Zweck auch die richtigen sind. Für unseren Bezirk möchte ich jedenfalls behaupten, daß der eingeschlagene Weg, wenn man ihn als den einzig möglichen gelten lassen will, in einem zu schnellen Tempo gegangen worden ist. Daß meine Ansicht der in den sozialpolitischen Kreisen herrschenden Anschauung widerstreitet, ist mir nicht unbekannt. Dagegen weiß ich aber auch, wie recht viele und durchaus einsichtige Industrielle, die das Gute in den sozialen Besserungsbestrebungen gleichfalls anerkennen, mit mir durchaus derselben Meinung sind. Vielleicht ist es doch nützlich, wenn einmal den Bedenken Ausdruck gegeben wird, welche — ich rede immer nur von unserer Gegend — die Praxis gegen die meines Erachtens etwas einseitige Ausbildung wissenschaftlicher Lehren gezeitigt hat.

Ein prähistorischer Goldfund aus Oberschlesien.

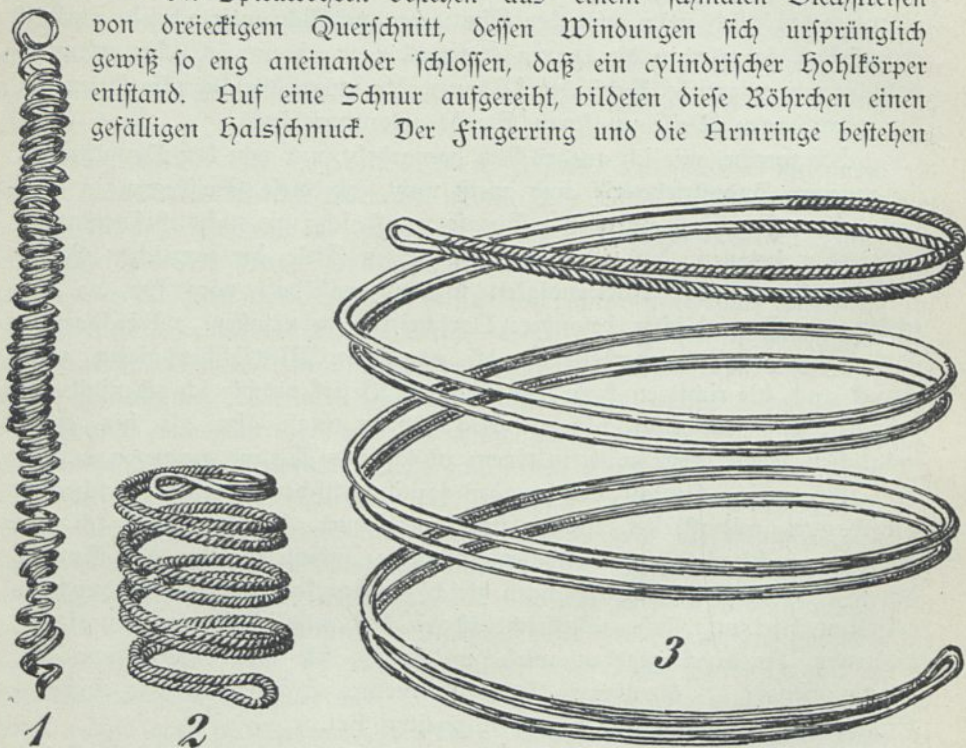
Von

Dr. H. Seger, Breslau.

Im Jahre 1887 wurde in der Nähe von Halbendorf, Kreis Oppeln, beim Lehmschachten ein kleiner Schatz von goldenen Schmucksachen gehoben. Man hielt sie anfangs für moderne Arbeit und glaubte, daß es sich um einen Diebstahl handle. Erst als das öffentliche Aufgebot ergebnislos geblieben war, wurde den Findern der Verkauf gestattet. So gelangten sie in die

Hände eines Breslauer Goldwarenhändlers und aus diesen teils in das Breslauer, teils in das Berliner Museum. Einige Stücke mögen auch verloren gegangen sein. Erhalten sind zwei ganze und mehrere Bruchstücke von ca. 9 cm langen Spiralröhren (fig. 1), ein Fingerring (fig. 2) und vier Armringe (fig. 3).

Die Spiralröhren bestehen aus einem schmalen Blechstreifen von dreieckigem Querschnitt, dessen Windungen sich ursprünglich gewiß so eng aneinander schlossen, daß ein cylindrischer Hohlkörper entstand. Auf eine Schnur aufgereiht, bildeten diese Röhren einen gefälligen Halschmuck. Der Fingerring und die Armringe bestehen



dagegen aus rundem Doppeldraht ohne Ende. Da eine Lötstelle nirgends zu entdecken ist, muß man annehmen, daß zu ihrer Herstellung eine durchbohrte Scheibe diente, die durch Hämmern und Dehnen allmählich auf die gewünschte Drahtstärke gebracht wurde. Man erhielt so einen allseitig geschlossenen Reif, den man an zwei entgegengesetzten Stellen zusammenlegte und in der Form cylindrischer Spiralen zu drei bis vier Doppelwindungen aufwickelte. Bei dem Fingerring und teilweise auch bei dem abgebildeten Armring ist der Draht durch Drehung um seine Achse schraubenartig gestaltet. Offenbar sollte dadurch die Zierlichkeit der Schmuckstücke erhöht werden.

Für die Zeitbestimmung ergibt der Halbendorfer Fund selbst freilich keinen unmittelbaren Anhalt. Wohl aber erhalten wir einen solchen durch

Vergleiche mit anderen Funden. In Norddeutschland und Skandinavien kommen Goldspiralen ganz derselben Art nicht selten in Gräbern vor, die man auf Grund ihrer sonstigen Beigaben in die ältere Bronzezeit, d. h. in das zweite Jahrtausend vor Christi setzen muß. Auch darüber kann kein Zweifel sein, daß sie nach dem Norden auf dem Handelswege gelangt sind, und daß als ihr Gegenwert der im Altertum so hoch geschätzte Bernstein gedient hat. Man hat nämlich durch eine Zählung der im Kopenhagener Museum vorhandenen Funde von Goldspiralen festgestellt, daß bei weitem die meisten von der bernsteinreichen Westküste Nordjütlands stammen, während sie nach dem Innern zu allmählich abnehmen und an der bernsteinarmen Ostküste nur vereinzelt vorkommen. Das Ursprungsland hat man wahrscheinlich in Österreich-Ungarn zu suchen. Nirgends sind die Funde von Goldspiralen häufiger als dort, und in Siebenbürgen und den östlichen Alpenländern besitzt das Gold natürliche Lagerstätten, die im Altertum eine große Rolle gespielt haben. Der Ausspruch Herodots: „im Norden Europas ist sehr viel Gold, das ist gewiß“, kann sich auf keine andere Gegend beziehen. Interessant ist es, daß auch in Griechenland in der ältesten Schicht von Olympia, die nach Furtwängler dem neunten Jahrhundert vor Christi angehört, ein goldener Ring von der Form unserer Fig. 3 gefunden worden ist.

Aus Schlesien kennen wir außer dem Halbendorfer noch fünf Goldfunde derselben Art: sie verteilen sich auf die Kreise Strehlen, Nimptsch, Breslau und Wohlau. Der größte wurde 1899 in der Stadt Wohlau beim Bau eines Hauses gemacht. Er wog fast zwei Kilogramm und hatte einen Metallwert von über 5000 Mark. Hier wie in Halbendorf handelte es sich um einen Schatzfund. Zu allen Zeiten galt die Erde als ein guter Aufbewahrungsort, und namentlich auf einer niederen Kulturstufe, wo es keine verschließbaren Keller und Schränke gab, war man auf sie zum Schutz seiner Kostbarkeiten angewiesen. Sage und Überlieferung erzählen davon, daß bei drohender Gefahr die Wertsachen in Wäldern und Sümpfen verborgen wurden und von Odin heißt es, daß er die Stellen kannte, wo Schätze vergraben lagen.

Von besonderer Wichtigkeit ist ein im Breslauer Museum aufbewahrter Fund aus Weigwitz, Kreis Breslau. Man fand dort in einer Sandgrube drei goldene Armringe gleich den Halbendorfern und dicht dabei ein reich geschmücktes Skelett, das anscheinend einem jungen Mädchen angehört hatte. Um den Hals trug es eine Kette von 27 Bernsteinperlen und eine andere, bei der Bernsteinperlen mit Bronzespiralen von der Form unserer Fig. 1 abwechselten. In der Nähe des Kopfes lagen sechs Bronzeringe aus Doppeldraht, ähnlich den goldenen Armringen, nur kleiner; sie hatten

vermutlich als Haarschmuck gedient. Vier dünne durchbohrte Knochen-scheiben mögen als Amulette zu deuten sein. Auch Reste des aus brauner Schafwolle gewebten Kleides waren erhalten. Hier also begegnen sich das Gold und der Bernstein, die Produkte des Südens und des Nordens, ein deutlicher Beweis, daß die Bernsteinstraße schon in jener weit zurückliegenden Epoche Schlesiens durchquert hat.

Ein Jahrtausend später nahm der Bernsteinhandel durch die Römer einen neuen Aufschwung. Diesmal war das Ziel die baltische Küste. Aber wiederum ging der Weg das obere Odertal hinab und massenhafte Funde römischer Münzen, besonders in der Gegend von Ratibor, Leobschütz und Cosel, vor allem aber der herrliche Fund von Wichulla bei Oppeln, zeigen, welcher reicher Kulturstrom sich aus dem Innern des römischen Reiches auch nach Oberschlesien ergossen hat.

Oberschlesien vor fünfzig Jahren.

Von

Dr. Drechsler, *Jahrze.*

Wohl kein Gebiet in unserer Heimatprovinz hat in wenigen Jahrzehnten einen solchen Aufschwung genommen wie Oberschlesien, besonders der unter diesem Namen meist allein begriffene Industriebezirk. Dieser Aufschwung wirkte so umgestaltend auf alle Verhältnisse ein, daß unsere bejahrten Landsleute, die dies alles an und in sich erlebt haben, durch ihre Vergleiche von einst und jetzt an amerikanische Urwäldler gemahnen, die vor Jahrzehnten da ihre rohen Blockhäuser zimmerten, wo sich heute Bauten aus Stein und Eisen erheben.

Früher hat man von Schlesiens draußen im Reiche nicht viel gewußt. Im 16. Jahrhundert klagt der Brieger Bartholomäus Stein: Als einst in der Fremde, nicht gar so weit von uns, im freundschaftlichen Gespräche die Rede auch auf unser Schlesien kam, da erklärten einige, und das Leute, die nicht ohne Bildung waren, sie hätten niemals auch nur den Namen dieser Landschaft gehört. — Stein, den dies verdroß, gab, um seine Heimat in weiteren Kreisen bekannt zu machen, im Jahre 1512/13 eine Beschreibung von ihr heraus. Aber sie muß nicht weit gedrunken sein. Denn im Jahre 1558 rühmt Melanchthon, daß kein anderer Stamm in Deutschland im ganzen Wissensgebiete mehr gelehrte Männer besitze als Schlesiens, und bedauert zugleich, daß es von dem Lande keine Beschreibung

gebe. Drei Jahre später gab M. Martin Helwig die erste zuverlässige Karte von Schlesien heraus.

Friedrich der Große war es, der die Augen von Europa auf Schlesien lenkte, um dessen Besitz er „einer Welt in Waffen stand“.

O Schlesierland, du Erbgut meiner Ahnen,
 Von Bergeshöh'n und Wäldern wohl umwehrt;
 Viel Tausend Opfer hast du schon gefordert,
 Doch bist du all der vielen Opfer wert.
 In deinen starken Männern wohnt die Treue,
 In deinen Frauen frommer zücht'ger Sinn,
 In deinem Schoße harren reiche Schätze
 Der Zukunft Segen und Gewinn. —

Die eroberte Provinz war die schönste Perle in der Krone der Hohenzollern. Noch einmal bestimmt Silesia Preußens Geschick, als Friedrich Wilhelm III. in Breslau den Mut und das Vertrauen auf sein Volk wiederfand. Seinem „Aufruf“ folgten die Schlesier in hellen Haufen und dankten durch die That für das, was die Hohenzollern seit der Einverleibung in Preußen für das Oderland gethan hatten. Und doch war Schlesien für viele nur ein geographischer Begriff ohne Inhalt, und verworrene, zum Teil schaurige Mären gingen über Land und Leute. Und das ist, was Oberschlesien betrifft, im großen und ganzen leider bis zur Stunde so geblieben. Gab man doch noch zu Weihnachten 1901/02 einem Ingenieur, der aus dem Rheinlande nach Zabrze reiste, ernste, haarsträubende Belehrungen über dieses „preußische Sibirien“ und sogar in Breslau den wohlwollenden Rat, er solle sich nur rasch einen Revolver und ein polnisches Wörterbuch anschaffen, denn ohne diese beiden Reisebegleiter dürfe er sich nicht nach Oberschlesien wagen!

Kann man da größere Vertrautheit mit ober-schlesischen Verhältnissen vor 50 Jahren voraussetzen! — Damals gab der im Leobschützer Kreise aufgewachsene Dichter Spiller von Hauenschild, bekannter unter dem Pseudonym Max Waldau, einen Roman „Nach der Natur“ (3 Bde., 1850) heraus, der durch seine anregende Gedankenfülle so großen Beifall fand, daß schon nach einem Jahre die zweite Auflage erscheinen konnte. Der zweite Band spielt in Oberschlesien und entwirft mit der Meisterschaft eines gewandten Darstellers und der ironischen Überlegenheit eines aristokratischen Geistes scharf unrißene Bilder von dem Leben und Treiben der verschiedenen Stände, besonders des in Vorurteilen befangenen Junkertums und der damit verbundenen Mißwirtschaft. Waldau weiß sehr wohl, wie wenig Oberschlesien draußen bekannt ist; darum entwirft er auch von dem Lande anschaulich lebende Bilder aus seiner Zeit nach der Natur, denn „wenn uns die Bühne nicht

bekannt ist, schweben ja Personen und Handlungen haltlos in der Luft“. Wir wollen diese vor fünfzig Jahren entworfenen kulturgeschichtlichen Bilder etwas näher betrachten, dabei aber nicht übersehen, daß tiefer Unmut und bitterste Ironie des Malers Pinsel geführt haben. Aus dem die Bilder unranckenden Beiwerk müssen wir selbst die wahren Farben herausfinden.

Die Oder bildet die Grenze zwischen der deutschen und polnischen Bevölkerung. Aber der polnische Oberschlesier hängt noch nicht an der Scholle: bei der gänzlichen Abhängigkeit von dem Junker hat er keine selbständige Bedeutung und kennt das Gefühl der Zugehörigkeit zu dem Heimatboden noch nicht. Die Zeit ist noch nicht fern, sagt Waldau, wo der Bauer an der Prosna in der Nacht seine Kabane (Hütte) abbrach, und sie den erstaunten Grenzbeamten am andern Morgen am russischen Ufer zeigte. Eine kleine Plackerei, Furcht vor Strafe wegen Schmuggels oder Holzdiebstahls machten über Nacht aus einem Preußen einen Russen. Wurden ein paar Grenzbewohner von den Kosaken erschlagen, machte man erst kein Aufhebens davon, da die Erschlagenen bloß — Bauern gewesen waren.

Diese persönliche Nichtigkeit machte die Polen apathisch, indolent. Hauptschuld ist nach des Verfassers Meinung besonders das Wasserpolnische, ein Jargon, der zum Ausdruck tiefen Gefühls- und Geisteslebens nicht geeignet sei. Zur Hebung der Bildung that man nicht viel, zumal die Errichtung und Unterhaltung der Schulen von den Großgrundbesitzern abhängt. Eine Äußerung kennzeichnet die Wertung und Stellung des damaligen Oberschlesiers. Will der liebe Gott einen Menschen strafen, läßt er ihn als Oberschlesier geboren werden; will er ihn noch mehr peinigen, verwandelt er ihn in das Jungtier eines Oberschlesiers.

Und wahrlich! das Jungvieh ist zu beklagen. Bei magerer Kost schleppen die Klepper mühsam auf den sprichwörtlich berüchtigten Landwegen, wahren Lehmsümpfen, oder auf den schier unergründlichen Sandwegen ihre Ladungen dahin.

Die Behausungen der Menschen sind elende Blockhäuser. Die (meist gestohlenen) Sparren sind roh zusammengefügt, die Fugen mit Moos verstopft und das Ganze mit Lehm beklebt. Über dem Schaubendache ragt der Schornstein drei Zoll hoch empor, und Feuerversicherung kennt man nicht. In diesen Höhlen hausen die sogenannten Gärtner und Häusler. Sie besitzen nur ein paar Ruten Acker, die sie jedoch zur Hälfte als Anger liegen lassen oder mit Weiden, Erlen und andern unfruchtbaren Bäumen bepflanzen.

Für sich, meint Waldau, thun diese Leute nichts; sie arbeiten nur unter Zwang. Der Bauer, der eigentliche Grundbesitzer, wohnt in geschlossenen

Gehöften in einem Wohnhause aus Backsteinen mit drei Fenstern Giebelfront, von denen zwei der Wohnstube und das kleine mit den Eisengittern der „Kammer“ gehören. In der Stube schlafen die Eltern, in der Kammer die erwachsenen Töchter. Unter demselben Dache befinden sich die Ställe. Oft weilt Tier und Mensch in einem Raume zusammen. Den weiten Hofraum, wo eine Düngerstätte sich übermäßig ausdehnt, schließt eine Scheuer ab. Die niezuöffnenden Fenster, von denen oft zwei Drittel aus Papierscheiben gebildet sind, zeigen grellblaue Leisten und Querhölzer, die Thürpfosten und das handbreite Fenster Sims sind zeisiggelb. Bunte, schreiende Farbe liebt auch die Tracht.

Hat der Dichter zu diesem Bilde die entlegensten Züge zusammengetragen, so hat er sich zu der Zeichnung der äußeren Erscheinung des Oberschlesiers ein ganz besonderes Modell ausgesucht: Ein breiter Mund mit fahlen, wulstigen Lippen; eine runde, fette Nase, in deren Spitze nur ein Buchstabe geschnitten werden darf, um sie als Petschaft gebrauchen zu können; blasse, sinnlose Augen, die mit dem Nasenberge in einem Niveau liegen, fast gar keine Brauen oder eine kurze, dicknochige Stirn, die in der Mitte tief eingebogen ist: das ist der Haupttypus des polnischen Oberschlesiers!

Von rationeller Bewirtschaftung halten die Leute nichts. Die Waldungen sind schlecht gehalten, und ohne sich an Einteilung zu kehren, schlagen die Besitzer die wertvollsten Stämme heraus. Kartoffeln und Kraut werden mit Vorliebe gepflanzt und gegessen. Die Trunksucht ist groß trotz der Mäßigkeitsbestrebungen, die schon die Schulkinder den Schnaps abschwören lassen und den Säufern das kirchliche Begräbnis versagen.

Nur die Schafzucht blüht, und der Schafstall ist gewöhnlich das schönste Gebäude des Ortes. Infolge dieser Mißwirtschaft ist die wirtschaftliche Kultur in jeder Hinsicht zurückgeblieben. Und die Regierung thut zur Hebung der Bildung und Wohlfahrts nichts. Man denke nur an die Hungerpest, die besonders im Rybniker und Pleßer Kreise die Bewohner zu Hunderten hinraffte! Irgend ein armer Gutsbesitzer oder ein Referendarius, der nach der Ehre geizt, Landstand zu heißen, bekommt das Wohl eines Kreises in die Hände, das er wieder — mit wenigen Ausnahmen — seinem immer bestechlichen Sekretär überläßt.

Dieses düstere Bild schließt Waldau: Ich verzweifle an Oberschlesien nicht, kann aber um der Hoffnung willen nicht ein Urteil ändern, das auf jahrelange Beobachtung gegründet ist.

Dieses Hoffnungswort mag uns mit dem geistreichen Dichter versöhnen, der die Farben zu seinen Zeichnungen mit heißender Lauge gemischt hat.

Er starb in Tscheidt bei Bauerwitz 1855 und hat den Aufschwung des Landes nicht mehr erlebt. Denn gerade in den fünfziger Jahren kam

es wie ein Zauber über diesen Bezirk, der damals erst der Industrie seine unermesslichen Steinkohlenlager, seine Eisenstein-, Zink- und Galmeischätze erschloß. Und als der großartige Aufschwung der modernen Technik in den Berg- und Hüttenwerken, deren zahllose Schloten ebensoviele Beweise für die schöpferische Rührigkeit des Menschengenies sind, einen amerikanisch raschen Aufschwung aller Verhältnisse ergab, da zeigten bald Land und Leute ein ganz anderes Gepräge, ganz andere Bilder als vor fünfzig Jahren.

Wie über Nacht erstanden Ansiedlungen, wuchs in Dorf und Stadt die Zahl der Bewohner zu unglaublicher Höhe. Das Gesicht des Landes ist verändert. Ein engmaschiges Schienen- und Leitungsnetz durchzieht das Land und beflügelt den Verkehr; für Wege und Straßen wird viel gethan. Neben den alten Kabanen, den Zeugen früherer Zeit, ragen stattliche Bauten empor, versehen mit allem Komfort der Großstadt. Auf den breiten Boulevards, die nachts eine Fülle elektrischen Lichtes erhellt, flutet die lebensfreudige, wiß- und kunstbegierige Menge.

Weggefegt ist die Vorherrschaft des Junkertums, in die entlegenste Verlassenheit zieht sich die Unbildung zurück; die Analphabeten schwinden bald ganz. Und der Pole, anständig und genügsam, schätzt deutsche Arbeit und deutschen Unternehmungsgeist, der Land und Leute so mächtig umgestaltet und ihn selbst sozial und kulturell gehoben hat. Einigen sich beide Nationalitäten im friedlichen Wettstreit, wirken sie beide mit gegenseitiger Schätzung zusammen, dann erst wird Oberschlesien voll und ganz auch in der Ferne gewürdigt werden, nicht bloß als das Land reicher Naturschätze, sondern auch als das Land der Arbeit und Thatkraft.

Beiträge zur Geschichte der Pfarreien im Archipresbyterat Gleiwitz.

Von

Pfarrer Dr. Johannes P. Chrzaszcz in Peiskretscham.

Vorbemerkung.

Zum Archipresbyterat Gleiwitz gehören elf katholische Pfarreien: Brzezinka, Gleiwitz, Gleiwitz-Petersdorf, Kieferstädtel, Laband, Ostropa, Rachowitz, Rauden, Schönwald, Zabrze und Deutsch-Zernitz. An der Spitze jeder Pfarrei steht ein Pfarrer; in den größeren Pfarreien sind mehrere Priester (Kapläne) thätig; hinzu kommt der Gymnasial-Religionslehrer in Gleiwitz und ein Kommorant, so daß im ganzen 24 Geistliche gezählt werden. Diese Geistlichen haben 120 174 Katholiken zu pastorieren, so daß

im Durchschnitt 5000 Seelen auf einen jeden der Geistlichen kommen. Den 120 174 Katholiken stehen 11 597 Protestanten, 3226 Juden und 124 Andersgläubige gegenüber.

Die größte Seelenzahl weist die Pfarrei Jabrze auf, nämlich 41 160 Katholiken. Es ist dies überhaupt die größte Pfarrei des ganzen Bistums Breslau! Es folgt dann die Pfarrei Gleiwitz mit 32 541, die Pfarrei Gleiwitz-Petersdorf mit 15 317, Laband mit 8961 Katholiken. Die kleinste Pfarrei ist Deutsch-Jernitz mit 1896 Katholiken.¹⁾

Infolge der ungeheueren Entwicklung der Industrie ist die Seelenzahl im Archipresbyterat Gleiwitz in der jüngsten Zeit gewaltig gestiegen, am meisten in den Industriepfarreien. Nach dem Schematismus des Bistums Breslau für das Jahr 1895 umfaßte das Gleiwitzer Archipresbyterat 87 647 Seelen mit 18 Geistlichen, während es nach dem Schematismus für das Jahr 1902 die bereits erwähnte Zahl von 120 174 Seelen, also 32 527 mehr aufwies.

Des Verfassers Absicht ist es keineswegs, eine vollständige, pragmatische Geschichte einer jeden der elf Pfarreien zu liefern — hierzu sind die Vorarbeiten noch lange nicht abgeschlossen! — sondern nur einige Beiträge zur Geschichte derselben zusammenzutragen. Auch wird nicht die alphabetische Reihenfolge der Pfarreien, in welcher dieselben an der Spitze dieser Vorbemerkungen aufgezählt sind, maßgebend sein.

Parochie Laband.

I. Ältester Zustand der Parochie; Urkunde vom Jahre 1317.

Der Name des Dorfes Laband ist von dem polnischen Worte labęd der Schwan abzuleiten. In der Niederung der Klodnitz, von welcher an hinaufsteigend das Dorf nach Süden sich hinzieht, mögen ehemals zahlreiche Schwäne gehaust und dem Orte die Bezeichnung Labędy eingetragen haben. In den Sümpfen selbst erhob sich eine Burg, die Vorläuferin des jetzigen Schlosses, während die Pfarrkirche, wie es auch sonst in Oberschlesien üblich war, an dem höchstgelegenen Punkte des Dorfes auf den südlich der Klodnitz streichenden Anhöhen errichtet wurde.

Man hatte wie anderwärts in Schlesien so auch hier ein Interesse, in den Sümpfen die Burg zu erbauen, weil diese aus Mangel an bedeutenden Bergen die beste Sicherheit beim Angriff der Feinde darboten. Ebenso hatte man ein Interesse, die Pfarrkirche auf der bedeutendsten Anhöhe anzulegen, weil die Leichen, welche um die Pfarrkirche in die Erde hinabgesenkt wurden, in trockenes Erdreich kamen.

¹⁾ Schematismus des Bistums Breslau für das Jahr 1902.

Die älteste Erwähnung von Laband findet sich in einer zu Gleiwitz am 24. September 1286 ausgestellten Urkunde des Herzogs Wladislaus von Beuthen. In dieser Urkunde, die auch sonst des Interessanten viel bietet, wird Nawogius de Labant als Zeuge erwähnt.¹⁾ Demnach war damals Nawoj Besitzer von Laband.

Die älteste Erwähnung der Pfarrkirche von Laband findet sich in einem lateinischen Notariats-Instrumente des Pfarrers Gerhard von Gleiwitz im Jahre 1317.²⁾ Damals war Nikolaus Schassek Pfarrer von Laband und die Pfarrkirche war bereits, wie heute noch, der allerseligsten Jungfrau Maria geweiht. Es muß nun damals ein Streit über den Umfang und die Gerechtfame der Pfarrei, beziehungsweise des Pfarrers entstanden sein, wie sich aus dem erwähnten Notariatsinstrumente ergibt. Da der Inhalt des letzteren namentlich in Beziehung auf die damaligen Zehntverhältnisse überaus wichtig ist, so möge derselbe möglichst vollständig in deutscher Übersetzung hier eine Stelle finden. Die Urkunde selbst ist im Original nicht mehr vorhanden, sondern nur in einer Abschrift des Liber Archivalis des Gleiwitzer Archipresbyterats vom Jahre 1728.

Das Aktenstück lautet nun: Die nachstehenden Positionen und Artikel stellt der Prokurator des hochachtbaren Herrn Nikolaus Schassek, Pfarrers der Pfarrkirche in Labanth auf . . . er behauptet es und beweist es, falls es bestritten würde:³⁾

1. Seit 10, 20, 30, 40, 50, 60, 70, 80, 90, 100 Jahren, ja seit einer Zeit, an deren Anfang sich niemand mehr erinnert, hat im Herzogtum Schlesien und zumal im Distrikte von Sosnizowice (Kieferstädtel), das dem erlauchten Herzog Albert gehört, und im Bistum Breslau sich vorgefunden und findet sich heute noch vor die gemeiniglich nach der heiligen Maria genannte Pfarrkirche in Labanth. Sie besitzt Glocken, einen Glockenturm, einen Kirchhof zur Beerdigung der Leichen der Parochianen, ein Taufbecken (fontem

¹⁾ Böhme, diplomatische Beiträge I. 52. — Nebenbei bemerkt, bedeutet Nawoj der „Kriegerische“. Der Name kommt in Oberschlesien öfter vor, so noch im 16. Jahrhundert Nawoj von Dollna u. s. w.

²⁾ Am 11. November 1279 erscheint in einer, allerdings kaum echten Urkunde, Pfarrer Heinrich von Gleiwitz als Zeuge. Bald darauf, am 24. September 1286, stellt der herzogliche Kaplan Peter, der zugleich Pfarrer in Gleiwitz war, die Verkaufsurkunde der Scholtisei in Ostroppa aus. (Regesten Nr. 1615, 1980.) Mithin war schon Pfarrer Peter ein Notar, notarius publicus. Sein Nachfolger Gerhard war es auch. Wenn wir übrigens aus den Namen einen Schluß ziehen dürfen, so waren Heinrich und Gerhard wohl deutscher, Pfarrer Nikolaus Schassek polnischer Abstammung.

³⁾ Positiones et articulos infra scriptos procurator nomine procuratorio discreti viri Dni Nicolai Schassek rectoris Ecclesiae parochialis in Labanth Vratisl. dioecesis dat, facit, exhibet et producit u. s. w.

baptismalem) und andere Merkmale einer Pfarrkirche.¹⁾ Die Parochie ist weit und breit und von anderen Parochieen abgegrenzt. So ist es gewesen und so ist es auch jetzt noch.

2. ferner behauptet und beweist der Prokurator (des Pfarrers Nikolaus Schaffel), daß seit jenen undenklichen Zeiten die benachbarten Dörfer, nämlich Niepassyże, Alt-Gleiwitz, Przeszowka, Elgotha, Rzeczyca, Dzyrsno, Cleszczow zur Pfarrkirche der hl. Maria in Laband gehört haben und gehören; und daß die Bewohner dieser Dörfer die kirchlichen Sakramente, sowohl die notwendigen wie die freiwilligen, von dem Pfarrer der genannten Kirche in Laband und seinen Stellvertretern (vicariis) sowohl in jenen unvordenklichen Zeiten wie auch von dem gegenwärtigen Pfarrer Nikolaus Schaffel empfangen haben und noch empfangen.²⁾

3. ferner behauptet und beweist der Prokurator, daß seit jenen uralten Zeiten sämtliche Garbenzehnten (omnes et singulae decimae manipulares et campestris) von allen Getreidearten von allen Äckern in den Dörfern Zwiastowicz, Rudno Łaskowy, Plawnowitz, Rzecize, Gorow, Nieposyże dem Pfarrer Nikolaus Schaffel und seinen Vorgängern sowohl von Rechtswegen wie auf Grund der Errichtungsurkunde der genannten Kirche, entrichtet worden sind.³⁾ Auch hat solchen Garbenzehnt der jetzige Pfarrer Nikolaus Schaffel von der Zeit an, als er Pfarrer in Laband wurde, stets erhalten und ihn nach seinem Belieben verwendet.⁴⁾

4. ferner behauptet er, daß seit undenklichen Zeiten ein Geldzehnt in Labanth, in Elgotha und Przeszowka in der Weise entrichtet worden ist, daß die Leute so viel Groschen geben, als sie Viertel Korn und Hafer geben.⁵⁾

¹⁾ Der Ausdruck *Ecclesiamque prolem* ist unverständlich.

²⁾ Heute noch gehören Niepassyż, Alt-Gleiwitz, Przeszowka, Ellguth (von Gröling), Reżyż, Sersno und Klüschau zur Pfarrkirche in Laband. Das Dorf Czekowice-Schekowitz ist viel später hinzugekommen.

³⁾ Tam iure quam etiam ex privilegio foundationis dictae ecclesiae. Schade, daß dieses Privilegium verloren gegangen ist!

⁴⁾ Der Pfarrer von Laband erhielt demnach von den sechs Ortschaften den vollen oder sogenannten polnischen Garbenzehnt. Die Form desselben war häufig so drückend, daß die Verpflichteten eine Erleichterung erstrebten und vielfach auch durchsetzten. So auch hier, wie noch später hiervon die Rede sein wird. Zwiastowicz ist das heutige Schwesterwitz bei Twardawa, Rudno Łaskowy ist Łaskarowka, Gorow ist Landsberg. Der Garbenzehnt wurde öfter aus weiter ferne bezogen und verlor so an Wert. Der Garbenzehnt aus Gorow ging ganz verloren, 1679 bestand er nicht mehr.

⁵⁾ In vielen Gegenden wurde schon im 15. Jahrhundert der alte Garbenzehnt entweder in bloßes Schüttgetreide oder Geld umgewandelt. Man gab in der Regel von jeder Ackerquart (= $\frac{1}{4}$ Hufe) ein Viertel Korn und Hafer und dazu, wie hier, einen Groschen (= 12 Heller). Von einer Hufe machte dies einen Scheffel Korn und ebensoviel Hafer und 4 Groschen aus. Nebenbei bemerkt, enthält ein Malter 12 Scheffel, ein Scheffel 4 Viertel, ein Viertel 3 Metzen.

5. Nun kommt eine Stelle, welche nicht leicht zu verstehen ist: Ita tamen, si contingeret, quod per inimicos vel per malos haeredes aliquis ager esset desertus et ibi per haeredes aut kmetones seminaretur, in omnibus his et aliis supradictis villis cedet decima manipularis Domino Nicolao Schassek plebano in Labanth, et omnibus suis successoribus tam de iure quam etiam consuetudine legitime praescripta. Et sic fuit et est verum palam, publice, notorie et manifeste.

Es ist hier die Rede nicht von den regelmäßig bebauten Äckern, sondern von den agri deserti, den wüsten Äckern, welche unter den bebauten Äckern lagen. Nun heißt es: von den regelmäßig bebauten Äckern wird in den oben erwähnten Dörfern (Laband, Ellguth, Przyssowka) Schüttgetreide und Geld als Zehnt entrichtet; wenn sie aber durch feindliche Gewalt oder durch übelwollende Erbherrn wüste sind und zufällig etwas darauf gesät wird, dann muß der volle Garbenzehnt entrichtet werden.

Ist das nicht ein Widerspruch? Keineswegs! Von den regelmäßig bebauten Äckern mußte das bestimmte Maß Schüttgetreide und die bestimmte Geldsumme entrichtet werden, mochte die Ernte ausfallen wie sie wollte. Wurde dagegen auf einer wüsten Hufe zufällig etwas gesät, so brauchte jenes bestimmte Maß an Schüttgetreide und Geld nicht gegeben werden, sondern man nahm von dem „Etwas“ die zehnte Garbe vom Felde. Ergaben sich beispielsweise 20 Garben, so erhielt der Pfarrer 2 Garben u. s. w.

Bei bebauten Äckern war es demnach eine Erleichterung, wenn nicht der volle Garbenzehnt entrichtet wurde. Bei wüsten oder verwüsteten Äckern hingegen trat die Erleichterung ein, wenn der volle Garbenzehnt abgegeben wurde.

Bei einer dichten Bevölkerung, welche möglichst den ganzen verfügbaren Acker in Bewirtschaftung zu nehmen gezwungen war, war es im allgemeinen dem Pfarrer lieber, wenn er Schüttgetreide und Geld erhielt. Bei einer dünnen Bevölkerung, welche ganze Strecken Acker wüste liegen ließ, mußte der Pfarrer sich zufrieden stellen, wenn er die zehnte Garbe von der Ernte erhielt. Demnach scheint es, daß Laband, Ellguth und Przyssowka im Jahre 1517 ziemlich dicht bevölkert waren.¹⁾

6. Ebenso behauptet der Prokurator, daß die Vorgänger des Pfarrers Nikolaus Schassek und er selbst den Geldzehnt von einem Ackerstück in

¹⁾ Im allgemeinen repräsentiert der volle Garbenzehnt die ältere, niedere Kulturstufe. Der Zehnt in Schüttgetreide und Geld ist schon ein Fortschritt. Vielen Gemeinden gelang die Umwandlung des Garbenzehnt in Schüttgetreide und Geld oder in Geld allein; dagegen blieben die Allodien meist beim Garbenzehnt.

Rudno am Ende (der Feldmark) bezogen haben.¹⁾ Ebenso bezogen sie aus dem Dorfe Dziersno von jeder Hufe vier Groschen und einen Scheffel Korn und ebensoviel Hafer.²⁾ Von dem Erbherrn dieses Dorfes bezogen sie aber drei Scheffel Korn und ebensoviel Hafer. Sollte aber ein Ackerstück wüste sein, so erhielten sie den Garbenzehnt, falls etwas gesäet wurde. Ebenso empfangen sie von dem Allodium (= Rittergut) in Laband, Ellguth und Niepasytze den Garbenzehnt.

7. Der Ritter Johannes des Herzogs Albert, gegenwärtiger Erbherr von Rzeżycza, hat geschenkt vier Hufen Acker von seinen Gütern im Dorfe Rzeżycza dem Herrn Nikolaus Schaffel und seinen Nachfolgern, samt vier Bauern, zum freien Gebrauch und Besitz.³⁾

Der Schluß des Notariats-Instrumentes lautet: Acta sunt haec Anno Domini 1317 publicum per Notarium dictum Gerhardum pro tunc plebanum in Gleiwitz: Es ist dies verhandelt worden im Jahre des Herrn 1317 durch den öffentlichen Notar Gerhard, gegenwärtigen Pfarrer von Gleiwitz.

Das Notariats-Instrument ist in vielfacher Weise interessant; denn es schildert, wie bereits erwähnt, sehr genau die Zehntverhältnisse, wie sie in einer oberschlesischen Pfarrei in einer so frühen Zeit bestanden. Es dürfte kaum eine oberschlesische Urkunde geben, welche aus so früher Zeit die Zehntverhältnisse so genau angiebt. Bei den Beweisen für die Richtigkeit der Behauptungen wird Berufung eingelegt auf die beständige Übung der Gerechtfame, welche Übung 100 Jahre überschreite. Wir können daraus schließen, daß der Pfarrbezirk Laband um 1217 oder noch früher festgestellt worden ist: also zu einer Zeit, als auch sonst in Oberschlesien und überhaupt im Bistum Breslau die Pfarrbezirke in Folge der deutschen Kolonisation fest abgegrenzt und die Pfarreien mit Wiedmuten versehen wurden. Daß der Pfarrer auch in Laband eine Wiedmut besaß, wird freilich nicht erwähnt; das Vorhandensein einer solchen dürfte jedoch als selbstverständlich vorauszusetzen sein.

¹⁾ Der Text ist hier, wie öfter, korrumpiert: recipit decimam pecuniam in unum in Rudno in fine. Es ist wohl zu lesen in manso. Dieses Ackerstück ist das spätere Rudzinitz bei Rudno.

²⁾ Ganz so wie in Laband, Ellguth und Przyżowka! Siehe oben Nr. 4.

³⁾ Es kam ziemlich häufig vor, daß Herzöge oder Adlige dem Pfarrer einige Hufen und Bauern, welche auf den Hufen saßen, zum Erbbesitz gaben. So wurde der Pfarrer selbst ein Erbherr und den Adligen gewissermaßen gleichgestellt. Beispielsweise war der Pfarrer von Peiskretscham Erbherr von Pfarrlich-Zaolschan, der Pfarrer von Groß-Strehlitz war Erbherr von Adamowitz u. s. w. — Übrigens gingen dem Pfarrer die vier Hufen in Rzeżycza verloren, 1679 besaß er sie nicht mehr.

Wie schwierig war es, in die mannigfaltig gestalteten Zehntverhältnisse sich hineinzufinden! Dadurch war der Pfarrer der geborene Hüter der Ordnung, der natürliche Förderer des Ackerbaues. Denn es mußte ihm viel daran liegen, festzustellen, welche Äcker bebaut wurden und daß solche überhaupt bebaut würden.¹⁾

Auch ist es von Interesse zu erfahren, daß das Sosnischowitzer Land, welches mit dem späteren Slawentzitzer Kreis wohl identisch ist, 1317 dem Herzog Albert von Groß-Strehlitz gehörte. Unseres Wissens findet sich die diesbezügliche Angabe nur in unserem Notariats-Instrument.²⁾

II. „Liber foundationis“ und Laband um 1320.

Aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts stammt das für die Geschichte des Bistums Breslau hochwichtige Buch: Liber foundationis episcopatus Vratislaviensis, Fundationsbuch des Bistums Breslau. In demselben sind nämlich sämtliche Ortschaften verzeichnet, welche dem Bischofe den Zehnt entrichteten.

Auf die Parochie Laband beziehen sich folgende Angaben: In Rudno Symonis sunt XII maldrate, tritici II mesure, siliginis II, avene due, et alii mansi pertinent ad ecclesiam in Labant. Item in Rudno Jankonis apud Dobrogostenem sunt novem mansi solventes per quinque scotos et apud Naviconem VI mansi similiter solventes, alii pertinent ad ecclesiam in Labant. Item in Redza sunt XX mansi. Jam venerunt ad solucionem, et alii adhuc habent libertatem et nolunt solvere de manso quatuor scotos sine aliqua ordinatione.

Diese Stelle ist keineswegs durchweg klar. Aber so viel ist deutlich, daß Rudno in mehrere Anteile zerfiel, der eine gehörte dem Simon, der andere dem Janko (= Johannes), der dritte lag bei dem rätselhaften Navico. Zwei Ackerstücke, die in diesen Anteilen lagen, entrichteten nicht dem Bischof, sondern der Kirche zu Laband bezw. dem Pfarrer von Laband den Getreidezehnt.

Das stimmt mit der Angabe des Notariats-Instruments 1317 überein, demzufolge in dem einen Anteil von Rudno, in Rudno Łaskowy (= Łaskarżowka) der volle Garbenzehnt, in dem anderen „Rudno in fine“ (oder Rudziniż) statt des Garbenzehnts der Geldzehnt entrichtet wurde.

¹⁾ Über die verschiedenen Arten des Zehnten siehe Liber foundationis, Einleitung S. IX ff. Der Liber foundationis stammt aus der gleichen Zeit, wie unser Notariats-Instrument, etwa 1317.

²⁾ Herzog Albert von Groß-Strehlitz starb um 1366 kinderlos. Sein Land, auch das Gebiet von Sosnischowice (= Kieferstädtel), fiel an seinen Neffen Heinrich von Falkenberg. Im weiteren Erbgang wurde es mit dem Fürstentum Oppeln wieder vereinigt, von dem es durch Herzog Albert getrennt worden war.

Was Rzehitz anbetrifft, so bezeugt das Notariats-Instrument 1517, daß der Pfarrer von Laband den ganzen Garbenzehnt bezog. Das mag die Ursache gewesen sein, daß einige Bauern von Rzehitz, als von ihnen für den Bischof je vier Skot (= 8 Groschen) von jeder Hufe beansprucht wurden, diese nicht zahlen wollten.

Von den anderen Dörfern, die zur Parochie Laband gehörten, wird im Fundationsbuch Clesstowitz-Klüschau ohne jeden weiteren Zusatz erwähnt.

III. Einige Notizen über Laband aus dem 15. und 16. Jahrhundert.

Im Dezenregister des Nuntius Galhardus wird 1555 die ecclesia de Lambag erwähnt. Der im Gleiwitzer Archipresbyterat angeführte Kirchenort Lambag ist nur mit Laband zu erklären.¹⁾

Es vergeht nun bis zur nächsten urkundlichen Erwähnung Labands eine geraume Zeit. Als im Jahre 1447 der Peterspfennig aus dem Archidiaconat Oppeln eingezogen wurde, sollte Laband nach vorgängiger Einschätzung 10 Skot (= 20 Groschen) entrichten, eine Summe, welche auch wirklich a domino Tschamborio, also vom Pfarrer Tschambor zusammengebracht wurde. Vergleicht man die Höhe des Peterspfennigs aus den anderen Parochieen des Archipresbyterats Gleiwitz, so gab nur noch Schönwald ebensoviel, Gleiwitz bedeutend mehr, nämlich 1 Mark (= 48 Groschen). Demnach war die Parochie Laband ebenso groß wie Schönwald, aber kaum halb so groß wie Gleiwitz. Die anderen Parochieen — es gab deren 22 im Archipresbyterat — waren kleiner.²⁾

Da der Peterspfennig eine Kopfsteuer war, und für jede Person ein Pfennig oder ein Heller entrichtet wurde, so kann man annähernd die Seelenzahl der Parochie Laband 1447 berechnen, nämlich $20 \cdot 12 = 240$. In Wirklichkeit kann die Seelenzahl indessen als etwas größer angenommen werden, da gewiß aus Armut manche Parochianen nichts entrichteten.

Das oben erwähnte Notariats-Instrument vom Jahre 1517 war mittlerweile entweder beschädigt, oder es waren wiederum Streitigkeiten wegen der pfarrlichen Gerechtsame ausgebrochen. Deshalb legte Pfarrer Matthias von Laband die alte Urkunde (charta papirea auf Papier geschrieben) dem kaiserlichen Notar und Kleriker der Breslauer Diözese Martin Bawkala aus

¹⁾ Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens VII, 300. — Neuling, Schlesiens ältere Kirchen 1884, 61. — Wenn es im Liber fundationis S. 95 Anmerkung 57 (Laband) heißt: „Die Kirche bisher 1555 zuerst erwähnt“, so ist dies jetzt zu berichtigen, da sie 1517 zuerst erwähnt wird.

²⁾ Zeitschrift XXVII 367, 368.

Lubetko zur Anfertigung einer frischen Abschrift vor. Der Notar nahm folgende Verhandlung auf:

„Im Namen Gottes. Amen. Im Jahre der Geburt des Herrn 1466 in der vierzehnten Indiktion unter dem Pontifikat des Papstes Paul II. und zwar in dessen zweitem Pontifikatsjahr, am Freitag den 7. März ungefähr in der dritten Stunde in der weißen Stube des Wohnhauses des ehrwürdigen Herrn Johannes Zwoysky, Pfarrers in der Stadt Ujest, legte in meiner, des kaiserlichen Notars und der unterzeichneten Zeugen Gegenwart der ehrwürdige Herr Matthias, Pfarrer in Labanth, mit seinen Händen eine Urkunde auf Papier vor. Die Positionen und Artikel derselben schrieb auf Herr Gerhard, einst Pfarrer von Glewitz und Notar, und zwar im Jahre 1317. Die Urkunde lautet also“

Und nun folgt der Inhalt des Notariats-Instruments, der uns schon bekannt ist. Am Schlusse heißt es: Pfarrer Matthias von Laband bat um Ausstellung einer neuen Urkunde (ex cordis sui optamine sibi Instrumentum publicum confici petivit et postulavit). Es ist dies geschehen, wie oben erwähnt, in Gegenwart der Herren: Johannes Zwoysky, Pfarrer in Ujest, gegenwärtig (das ist 1466) Vize-Archidiaconus von Oppeln; Nikolaus Connetto in Leznitz (Leschnitz); Jakob, Vikar in Ujest; und Albert, genannt Woydny. Diese sind als Zeugen gerufen und gebeten worden.

Habent sua fata libelli: Bücher haben ihre Schicksale. Auch einzelne Urkunden haben ihre Schicksale. So auch hier. Die 1317 aufgestellte, 1466 durch den Notar Martin Bawkala erneuerte Urkunde — letztere war auf Pergament geschrieben und mit dem Notariatsiegel versehen — bestätigte Bischof Caspar von neuem, und zwar zu Neisse am 19. Februar 1568.

Warum war es nötig geworden, die Urkunde dem Bischof zur Bestätigung vorzulegen? Wir werden wohl nicht fehl gehen, wenn wir die allgemeine Unsicherheit, welche nach dem Auftreten Luthers in Bezug auf kirchliche Verhältnisse überall sich geltend machte, auch auf Laband beziehen. Diese Unsicherheit mochte es als geraten erscheinen lassen, die Autorität des Bischofs anzurufen.

Im Jahre 1728 wurde endlich die Urkunde vom Pfarrer Johann Josef Damasti von Laband in das Archivbuch des Glewitzer Archipresbyterats eingetragen, wo sie sich heute noch findet. Freilich ist die Abschrift an mehreren Stellen etwas fehlerhaft und der ursprüngliche Text kaum festzustellen, da das Original verloren gegangen ist.

III. Visitationsbericht 1679.

Im Jahre 1679 wurden auf Anordnung des Bischofs von Breslau sämtliche Archipresbyterate des Oppelner Archidiaconats vom Erzpriester

Joannsthon aus Namslau visitiert. Der Visitationsbericht ist noch erhalten und enthält außerordentlich wichtige Angaben besonders über kirchliche Verhältnisse in Oberschlesien.

Über Laband ist folgendes aufgezeichnet:

In dem Dorfe Laband unter der erblichen Jurisdiktion des erlauchten Herrn Georg Freiherrn Welczek, Kanzler der Fürstentümer Oppeln-Ratibor, befindet sich die Kirche auf einer Anhöhe erbaut aus Steinen. Sie ist 50 Ellen lang und 16 Ellen breit, und ist geweiht zu Ehren der Himmelfahrt Maria; sie besitzt 6 helle Fenster und 2 Thüren. Der kleinere Teil der Kirche nach Osten ist gewölbt, der andere Teil nach Westen getäfelt. Der Boden ist mit Ziegeln gepflastert. Die Kirche selbst ist mit Bildern geschmückt, die Bänke sind wohlgeordnet. Für die Musiker ist ein Anbau, worauf die Orgel sich befindet. Die Kanzel ist geschnitzt und vergoldet. Die Sakristei ist gemauert und gewölbt, ziemlich geräumig und wohl verschlossen. Auch der Glockenturm ist aus Steinen errichtet, darin sind zwei Glocken.¹⁾

Es sind drei Altäre vorhanden. Das Hochaltar ist konsekriert, aber verlegt, im übrigen zeigt es einen schönen Aufbau mit Bildern von Heiligen. Die beiden Nebenaltäre sind an den Wänden angebracht und gleichfalls von schönem Bau und mit Bildern geschmückt, auch mit Altartüchern geziemend bedeckt. Das Tabernakel auf dem Hochaltar von Bildhauerarbeit enthält einen silbernen Behälter für das Venerabile (das heilige Altarssakrament). Das Taufbecken ist von geschnitztem Holze, darin ist ein kupfernes Becken mit Taufwasser.

An Gerätschaften sind vorhanden vier silberne vergoldete Kelche, eine silberne Monstranz, ein silbernes Stehkreuz (Pacifical), zwei silberne Kännchen, neue Kaseln von verschiedenen Farben, darunter eine von Damast, fünf von Seide und eine von „Ligitir“; ein weißes Pluviale von Seide; fünf Alben, zwei Chorröcke, zehn Ministrantenröcke, sechzehn Altardecken, acht Korporalien, vier Bursen (zu Krankenbesuchen), zwei Meßbücher, ein Rituale, acht Leuchter von Zinn, ein Rauchfaß von Bronze.

Die Kirche besitzt zur Erhaltung der kirchlichen Gerätschaften (pro fabrica ecclesiae) nur das Klingelbeutelgeld, welches an Sonn- und Feiertagen während der Predigt die Kirchväter einsammeln.²⁾

¹⁾ Es ist nicht ausgeschlossen, daß die 1679 vorhandene steinerne Pfarrkirche in Laband in ihren Grundmauern schon um 1217 erbaut wurde, als die Parochie Laband ins Leben trat. Vielleicht reicht ihr Alter noch weiter zurück. Die in Laband vorhandenen und heute noch betriebenen Steinbrüche an der Klodnitz gaben das Baumaterial.

²⁾ Man sieht aus dem verhältnismäßig reichen Schatze von kirchlichen Gerätschaften, daß die Parochianen opferwillig waren. — Noch vor einigen Jahren bestand in Schlesien hie und da jene alte Sitte, während der Predigt das Klingelbeutelgeld einzusammeln. Gegenwärtig geschieht dieses, um die Predigt nicht zu stören, wohl überall nach der Predigt während des Hochamtes.

Die Kirchväter Martin Schmata und Georg Michalek sind katholisch und vereidigt.¹⁾

Der Pfarrer von Laband ist Paul Novatius, gebürtig aus Cost, 47 Jahre alt. In Prag hat er zwar die Studien vollendet, doch mußte er noch weiter studieren. Er wurde zu Neisse am zweiten Sonntag nach Epiphantie 1659 zum Priester geweiht und auf die Präsentation des hochgeborenen Herrn Johann Welczek 1660 am 12. April als Pfarrer investiert.²⁾ Der Pfarrer schmeichelt ihm auf dem Schlosse und hat es noch niemals gewagt, die Vergehen der Parochianen von der Kanzel zurechtzuweisen, wenn er den Herrn (v. Welczek) als seinen Freund begrüßen wollte. Im übrigen ist der Pfarrer talentvoll, gewandt im Umgange (politicus) und besitzt die erforderlichen Eigenschaften (moribus congruentibus dotatus). Er vernachlässigt den Katechismusunterricht.

Die Einkünfte des Pfarrers sind folgende: Er bewirtschaftet Äcker, die er im Winter mit 6 Scheffel, im Sommer ebenfalls mit 6 Scheffel Getreide besäet. Neben dem Pfarrhause hat er einen Obstgarten. Ferner bezieht er aus dem Dorfe Laband von den 14 Bauern und zwar von jedem 3 Viertel Korn und ebensoviel Hafer und 6 Groschen. Es haben indessen 6 Bauern ihre Äcker verlassen.³⁾

In Niepaschütz, wo es 10 Bauern giebt, erhält er von jedem einzelnen 3 Viertel Korn und ebensoviel Hafer.⁴⁾

Aus dem Dorfe Czechowitz, wo die filialkirche ist, erhält er von jedem Bauer 2 Viertel Korn und ebensoviel Hafer. Vom Vorwerk zu Czechowitz 6 Viertel Korn und ebensoviel Hafer.⁵⁾

Aus Ellgoth erhält er den Geldzehnt von 8 Groschen, dazu Müllalien von 4 Viertel Korn und ebensoviel Hafer. Es giebt dort 7 ansässige Bauern (coloni formati).⁶⁾

¹⁾ Das Kirchenvermögen wurde überall bis in die neueste Zeit (1874) vom Pfarrer und zwei Kirchvätern verwaltet. Jetzt liegt dies dem Kirchenvorstande ob.

²⁾ Offenbar ein Irrtum. Laband und Czechowitz gehörte seit 1648 dem Grafen Colonna auf Cost; am 16. Januar 1671 verkaufte es Gustav Graf Colonna an Georg Freiherrn von Welczek, dem Sohne des am 10. Februar 1670 verstorbenen Johann Freiherrn von Welczek auf Gr.-Dubensko und Petersdorf.

³⁾ Schon früher waren die Bauernstellen vielfach wüst und unbesezt. Die Zahl der wüsten Äcker stieg nach dem 30 jährigen Kriege noch mehr infolge der Armut und Entvölkerung. Fast die Hälfte der Bauernstellen sind in Laband wüst — auch ein Zeichen der schlimmen, menschenleeren Zeit! — Der Zehnt an Schüttgetreide und Geld in Laband existierte übrigens schon im Jahre 1517.

⁴⁾ Der ursprünglich volle Gartenzehnt in Niepaschütz 1517 ist demnach auf ein bestimmtes Maß festgesetzt worden.

⁵⁾ Czechowitz war früher eine selbständige Pfarrei.

⁶⁾ So ähnlich 1517.

Aus Alt-Gleiwitz erhält er von 8 Bauern nur je einen Scheffel Hafer. ¹⁾

Aus Rzechütz von 6 Bauern je 2 Viertel Korn und Hafer. ²⁾

Der Pfarrer von Laband besitzt die authentische Einrichtungsurkunde bezüglich der Pfarrei Laband vom Jahre 1517, bestätigt 1568 zu Weisse vom Bischof Caspar. In dieser Urkunde sind verzeichnet alle zur Pfarrei gehörigen, zum Gartenzehnt verpflichteten Dörfer.

Aus Dziersno erhält er von 15 Bauern Missalien und zwar von jedem je 1 Scheffel Korn und ebensoviel Hafer. ³⁾

Aus Kliszczow von 10 Bauern je 2 Viertel Korn und Hafer. ⁴⁾

Aus Plawniowic wird Garbenzehnt entrichtet. ⁵⁾

Aus Schwesternitz (Wiaſtożiz) werden 9 Thaler 18 Groschen gezahlt. ⁶⁾

Aus Rudzinitz gaben 4 Bauern je 6 Silbergrotschen oder 1 Thaler (1 Thaler = 56 Groschen = 24 Silbergrotschen.) ⁷⁾

Aus Łaskarżowka kommt Garbenzehnt ein. ⁸⁾

Das Pfarrhaus ist zwar von Holz erbaut, aber für den Pfarrer ausreichend (commoda), da es zwei Stuben enthält, daneben sind die Stallungen und die Scheuer. Wenn der Pfarrer die Ökonomie eifriger betreiben würde, könnte er noch besser bestehen. ⁹⁾

Lehrer und Organist ist Johannes Pierkochowic, er dient schon 6 Jahre der Kirche und erhält an Gehalt vom Dominium 6 floren. Außerdem besitzt er 2 Gärten und ein Ackerstück von einer Stadien-Länge und 14 furchen breit. Seine Wohnung ist ein hölzernes Häuschen (casa).

Soweit die Angaben des hochinteressanten Visitationsberichtes vom Jahre 1679.

V. Zustand der Parochie um 1728. Die Gegenwart.

Wir lassen 50 Jahre vorübergehen und betrachten den Zustand der Pfarrei Laband im Jahre 1728, so wie er im Archipresbyteratsbuch vom

¹⁾ Der Zehnt aus Alt-Gleiwitz ist im Jahre 1517 wohl aus Versehen gar nicht angegeben.

²⁾ Der volle Garbenzehnt aus Rzechütz ist demnach bedeutend ermäßigt worden.

³⁾ Im Jahre 1517 bezog der Pfarrer aus Dziersno außerdem noch von jeder Hufe 4 Groschen. Dieser Geldzehnt war also im Laufe der Zeit verloren gegangen.

⁴⁾ Der Zehnt aus Klischow ist im Jahre 1517 gar nicht angegeben. Vergleiche oben Alt-Gleiwitz.

⁵⁾ Wie schon 1517.

⁶⁾ Der ursprünglich volle Garbenzehnt ist demnach in eine bestimmte Geldsumme umgewandelt worden.

⁷⁾ Aus Rudzinitz wurde schon 1517 ein Geldzehnt entrichtet.

⁸⁾ Derselbe bestand schon 1517.

⁹⁾ Sonst pflegte der Pfarrer nur eine Stube und eine Kammer zu besitzen; wenn er in Laband zwei Stuben hatte, so galt das schon als commodum!

genannten Jahre unter der Überschrift *Specificatio proventuum parochiae Labanthisis conscripta A. D. a Partu Virginis 1728.*

Zunächst sei wiederholt bemerkt, daß wir dieser *Specificatio* die wichtige Urkunde vom Jahre 1517, die oben ausführlich mitgeteilt worden ist, in Abschrift verdanken. Ferner eine Fundationsurkunde des Johann Georg v. Grotowsky, Erbherrn von Dzersno 1697.¹⁾ Nebenbei gesagt, ist diese Fundation für die Kenntnis des kirchlichen Lebens in jener Zeit von einiger Wichtigkeit, denn der Fundator verlangt, daß an jedem Freitag des Jahres eine Requialmesse für ihn und seine bereits verstorbene Ehefrau Helena geborene v. Koczensky abgehalten und während derselben die Litanei vom Namen Jesu gesungen werden solle — also kein Messlied, wie es jetzt überall üblich ist. Auch sollen für ihn Kanzelfürbitten stattfinden — ganz so, wie es jetzt noch üblich ist. Der Lehrer und Organist wird *zak* genannt und erhält auch einen Anteil an den Zinsen.²⁾

Der Zustand der Parochie war nun im Jahre 1728 folgender.

Das Pfarrhaus in Laband ist schon sehr alt, zur Hälfte gemauert mit zwei Kellern, zur Hälfte von Holz, ganz baufällig und es ist ungewiß, ob es der Erbherr oder die Gemeinde erbaut hat.³⁾

Er besitzt beim Pfarrhaus einen Garten, eine Scheuer, Viehställe, welche sämtlich von Grund aus neu zu erbauen wären.

Der gegenwärtige Pfarrer Johann Josef Damasti ist 41 Jahre alt und stammt aus Oppeln, er hat in Breslau die Theologie studiert und ist auf den Titel des Herrn Balthasar Erdmann von Sponar und Blindsdorf auf dessen Gut Bzenitz im Fürstentum Oppeln zum Priester geweiht worden. Siebzehn Jahre übt er die Seelsorge aus. Die Präsentation auf die Pfarrei Laband erhielt er von Johann Bernhard Freiherrn von Welczel von Groß-Dubensko, Erbherrn auf Laband, Pshaw und Petersdorf.⁴⁾

¹⁾ Die Urkunde beginnt: Ja Jan Girzy Grotowsky z Grotowic na Dzersnie a Wilu w Lubiu (Groß- oder Ober-Lubie). Das Fundationskapital, 300 schlesische Thaler à 36 Groschen soll auf Dzersno haften (na statku Dzersnie). Datum w. Dzersnie 12. April 1697.

²⁾ Die Ableitung von *zak* ist interessant. Es kommt von *djak*, dieses von *diacon*. Der Lehrer und Organist = *zak* stellt mithin den Diakon der hl. Schrift vor. Er ist Gehilfe des Pfarrers.

³⁾ Es kamen zahlreiche Streitigkeiten über die Baupflicht vor, da nicht mehr festgestellt werden konnte, wer die Pfarrei erbaut hat. Im schlimmsten Fall ließ der Pfarrer auf seine Kosten den Bau ausführen, wodurch freilich das Rechtsverhältnis nicht geklärt wurde. Daher die häufigen Klagen über ruinoso Pfarrgebäude zc.

⁴⁾ Den Ruhm des Welczel'schen Geschlechts begründete Johann von Welczel auf Groß-Dubensko, geboren 1593. Er bekleidete eine lange Reihe von Jahren das Amt eines Kanzlers der Fürstentümer Oppeln-Ratibor (seit 1637), erwarb 1638 *Uepaschütz*,

Zur Pfarrkirche in Laband gehören von der ersten Gründung der Kirche an acht Dörfer, von denen der Pfarrer Schüttgetreide und Garbenzehnt empfängt: Laband, Niepaschütz, Alt-Gleiwitz, Ellguth, Klüschau, Reßitz, Sersno und Przyszowka.

Nun folgt die Angabe über den Zehnt. Derselbe ist früher schon so ausführlich besprochen worden, daß eine neue Erwähnung desselben sich erübrigt. Im allgemeinen war der Zustand derselbe wie bereits 1679, nur ist die Zahl der Bauern noch geringer geworden. Das Dominium wird die Bauernstellen eingezogen und an Gärtner ausgethan haben. So gab es in Przyszowka nur Gärtner.

Ein großer Wohlthäter der Kirche war der Patron derselben und Besitzer von Laband, Johann Bernhard Freiherr von Welczek auf Laband, Pshaw und Petersdorf. Derselbe ließ 1716 zur Erhöhung des Glanzes der Kirche (ad nitorem et splendorem) das Gotteshaus ganz einwölben und fügte einen neuen Turm hinzu. Die Kosten wurden vom Freiherrn, teilweise auch aus der Kirchkasse und aus Legaten bestritten.¹⁾

Diese so erneuerte Kirche wurde am 18. September 1719 vom Weihbischof Elias Daniel von Sommerfeldt samt den Kapellen und dem Hochaltar, der letztere unter dem Titel der Himmelfahrt Mariä, feierlichst konsekriert. Die Gestalt, welche damals die Kirche hatte, hat sie bis auf diese Stunde bewahrt.

Das Jahr 1719 fällt in eine Zeit, in welcher viele Kirchen in Oberschlesien restauriert, erweitert oder neu gebaut wurden, und zwar sämtlich im Barockstil. Die gotische Form, welche diese Kirchen besonders durch die Strebepfeiler und durch den dreiseitig geschlossenen Chor auch dann noch hindurchschimmern ließen, nachdem sie dem Geschmack der Zeit entsprechend durch Barockformen umgeformt worden waren, ist noch mehr durch Aufsetzung des Barockgewölbes (Tonngewölbe mit Kappen) geschwunden. Dafür bieten indessen dergleichen Kirchen, wie z. B. die im gleichen Stile und in gleicher Zeit restaurierte Pfarrkirche in dem nahegelegenen Koppinitz

halb Przyszowka und Ornontowitz; 1649 kaufte er Petersdorf, 1667 den anderen Teil von Przyszowka, 1656 wurde er Freiherr. Er starb 10. Februar 1670. In der Würde als Kanzler folgte ihm sein Sohn Georg Freiherr von Welczek, der 16. Januar 1671 Laband erwarb, welche Herrschaft heute noch der jetzt gräflichen Familie Welczek gehört. Georg starb 6. November 1687 kinderlos. Laband erbte sein Bruder, der Oberstlandrichter Christophor Freiherr von Welczek. Er starb Anfang 1697. Es folgte ihm sein Sohn, der hier erwähnte Johann Bernhard Freiherr von Welczek. Zeitschrift XII, S. 34 ff.

¹⁾ Wenn Eutsch, die Kunstdenkmäler des Reg.-Bez. Oppeln 1894, S. 384 die Kirche einen „Barockbau von 1779“ nennt, so ist die Jahreszahl auf 1716 resp. 1719 zu berichtigen.

eine überaus harmonische, von Licht durchflutete Innenwirkung — eine Wirkung im kleinen, wie sie im großen in ihrer vollendeten Schönheit beispielsweise die Matthiaskirche in Breslau aufweist. Man hat sich gewöhnt, mit dem Begriff „Barockstil“ etwas Geringschätziges zu verbinden. Wer indessen liebliche Kirchen in Barock sehen will, der möge eben jene Kirche betrachten. Von vollendeter Einfachheit und Schönheit ist die einmal durchbrochene Turmhaube.

Während die Altäre 1716 bezw. 1719 mit der renovierten Kirche neu erstanden, hat aus der alten Kirche sich noch die hölzerne Kanzel erhalten. Sie ist in einfachen Architekturformen der Hochrenaissance erbaut.

Überaus altherwürdig sind auch die Glocken. Die größere von 84 Zentimeter Durchmesser trägt die Inschrift: Ad honorem virginis Marie in Labanth. O pia o clemens o dulcis Ma (ria). Anno Domini MCCCCLXXVIII (1479).¹⁾

Die andere Glocke ist 70 Zentimeter im Durchmesser und trägt die Inschrift: Ad honorem virginis Marie in Labant. MCCCCLXXX (1480).²⁾

Beide Glocken mögen aus der Zeit des Pfarrers Matthias von Laband stammen, dem wir im Jahre 1466 bei Wahrnehmung der kirchlichen Gerechtsame begegnet sind.

Die Monstranz, dem Aufbau nach der Gotik ziemlich verwandt, ist im einzelnen in spätesten Renaissanceformen angefertigt. Der Fuß ist mit getriebenem Ornament bedeckt, der obere Aufbau ist gegossen, daher mit beträchtlicher Oberlast. Die Figuren sind ziemlich ungeschickt. Inschriftlich von 1651.³⁾

Die Seelenzahl der Parochianen hat seit der Anlegung der Herminenhütte bedeutend zugenommen. Nach dem Schematismus des Bistums Breslau vom Jahre 1842 betrug dieselbe 3256 — Glewitz hatte damals 7624 Katholiken — fünfzig Jahre später, also im laufenden Jahre 1902, beträgt dieselbe, wie eingangs erwähnt worden, 8961 Katholiken, also fast dreimal so viel. Während früher in der Parochie nur Katholiken ansässig waren, sind namentlich infolge der industriellen Anlagen in der Herminenhütte Protestanten zugezogen. Ihre Zahl beträgt 184 und wird in diesem Jahre die protestantische Kirche, im vorigen Jahre begonnen, in der Nähe des Bahnhofes zur Vollendung kommen. Die Zahl der Juden beträgt 57.

¹⁾ Das bedeutet: Zu Ehren der Jungfrau Maria in Laband. O milde, o gütige, o süße Maria. Im Jahre des Herrn 1479.

²⁾ Zu Ehren der Jungfrau Maria in Laband 1480.

³⁾ Lutfsch l. C. S. 384.

Man kann leicht begreifen, daß die Pfarrkirche, welche vormalig für 1000 bis 3000 Parochianen hinreichenden Raum gewährte, einer so mächtig zunehmenden Bevölkerung nicht mehr genügt. Pfarrer Ledwoch und die zuständigen Faktoren streben daher eine Erweiterung der alten Kirche oder einen Neubau an.

Der Ausbau der Wasserstrassen in Österreich und seine Bedeutung für Oberschlesien.

Von

Eduard August Schroeder, Teschen.

Schon im Jahre 1872 haben die Vorarbeiten für das Projekt eines Donau-Oderkanals die offiziellen Kreise beschäftigt. In diesem Jahre geschah die Regierungsvorlage wegen Konzessionierung eines solchen Projektes. In der ersten Hälfte der neunziger Jahre hat die Regierung Verhandlungen mit einem Konsortium gepflogen, welche das Ziel einer gleichen Konzession hatten; mehrfach erteilte die Regierung Vorkonzessionen zur Vornahme technischer Vorarbeiten für verschiedene Kanäle. Daneben liefen Beratungen und Beschlüsse in den Landtagen und zahlreichen Gemeindevertretungen und insbesondere die Verhandlungen der Verbandstage des deutsch-österreichisch-ungarischen Binnenschiffahrtsverbandes. Am 13. Dezember 1900 wurde in Wien der Wasserstraßentag abgehalten, nachdem lange vorher die Gründung des Donau-Moldau-Elbe-Kanalkomitees, welches eine nachhaltige Thätigkeit entfaltet, stattgefunden hat. Im Jahre 1884 und wiederholt in den Jahren 1891 und 1896 beratschlagten der Wasserstraßenausschuß und der volkswirtschaftliche Ausschuß des Abgeordnetenhauses über den Ausbau der Wasserstraßen. Seit 1893 befaßte sich das hydrotechnische Bureau des Handelsministeriums mit Kanalstudien und die Thronreden des Kaisers Franz Josef vom Jahre 1897 und 1901 enthielten dringliche Bemerkungen über das Wasserstraßengesetz, bis endlich im Jahre 1901 eine Regierungsvorlage betreffend den Bau der Wasserstraßen im Abgeordnetenhause zur verfassungsmäßigen Behandlung gelangte und im Gesetze vom 11. Juni 1901 (Reichsgesetzblatt Nr. 66) verbindliche Formen erhalten hat.

Damit hat die Idee des Baues von Wasserstraßen in Österreich die privatwirtschaftliche Grundlage, welche sie so lange eingenommen hat, endgiltig verlassen und der Staat dem Wunsche nach Wasserstraßen, der im Laufe der Zeit immer lebhafter geworden ist, nach mehr als einer Richtung

hin Rechnung getragen; denn an die Stelle einzelner Kanalprojekte trat nun ein in großen Zügen entworfenenes einheitliches Wasserstraßen-Programm, welches ohne Staatshilfe niemals hätte verwirklicht werden können, wenn gleich der wichtigste Teil desselben, der Donau-Oder-Kanal, vielleicht durch die Privatunternehmung ins Leben gerufen worden wäre, weil dieser Kanal mit den großen Massenfrachtenartikeln der Ostrau-Karwiner Kohlenreviere und der ostschlesischen und ungarischen Forste wird immer rechnen können. —

Der dreißigjährige Werdeprozeß mit seinen verschiedenen und unzweifelhaft sich gegenseitig bedingenden Phasen des österreichischen Wasserstraßen-Gesetzes mag gewiß als ein sehr langer erscheinen, aber die in Österreich bestehenden Verhältnisse und Bedingungen konnten ein rascheres Vorschreiten kaum erwarten lassen. Vor allem anderen gilt es bei den österreichischen Wasserstraßen, die technischen Schwierigkeiten der Wasserscheiden zu überwinden, Schwierigkeiten, wie sie noch bei keinem der auf der Welt bestehenden Binnenkanäle zu lösen gewesen sind. Dann aber ist die Ausführung der Idee der österreichischen Kanäle selbst in ernstern und fachkundigen Kreisen einem großen Skepticismus begegnet, welcher in der Erwägung, daß die natürlichen Voraussetzungen in Österreich der finanziellen Rentabilität der Kanäle sehr abträglich erscheinen, sowohl rücksichtlich der Anlagen als auch der Betriebe nicht ganz ohne Berechtigung ist.

Aber sowohl die Regierung als auch beide Häuser des Reichsrates haben sich in Hinblick auf die zeitlich so umfassende Wirksamkeit der Wasserstraßen, in Hinblick auf die zahlreichen und großen Kanäle der Staaten Mittel- und West-Europas und namentlich auf die große Bedeutung der Herzader des österreichischen Handels, der Donau, welche berufen ist, Meer mit Meer für den Weltverkehr zu verbinden, von jedem Kleinmüde emancipiert und die Idee zum Gesetze werden lassen. Freilich darf man hier wohl auch das politische Agens, welches im Hintergrunde steht, und ohne welches das Gesetz wohl noch lange nicht zustande gekommen wäre, nicht übersehen. Die politischen Verlegenheiten haben die Regierung zu einem Arbeitsprogramm gezwungen und ihr die Vorlage des Wasserstraßengesetzes, welches alle politischen Parteien des polyglotten Staates in gleicher Weise interessierte, aufgedrungen, um das sterile Parlament endlich wieder arbeitsfähig zu machen.

Auf den Inhalt des Gesetzes übergehend, wollen wir zunächst dessen § 1 wiedergeben, welcher in den Grundzügen den Plan für ein den österreichischen natürlichen und volkswirtschaftlichen Verhältnissen im allgemeinen angepaßtes Netz künstlicher Wasserstraßen enthält, in mancher Hinsicht jedoch auch Zugeständnisse an die politischen Parteien des Abgeordnetenhauses namentlich Galizien gegenüber in sich birgt.

Der § 1 des Gesetzes vom 11. Mai 1901 (R.-G.-B. Nr. 66) lautet:

„Der Bau der Wasserstraßen, und zwar:

- a) eines Schiffahrtskanales von der Donau zur Oder,
- b) eines Schiffahrtskanales von der Donau zur Moldau nebst der Kanalisierung der Moldau von Budweis bis Prag,
- c) eines Schiffahrtskanales vom Donau-Oderkanal zur mittleren Elbe nebst Kanalisierung der Elbestrecke von Melnik bis Jaroměř,
- d) einer schiffbaren Verbindung vom Donau-Oderkanal bis zum Stromgebiete der Weichsel und bis zu einer schiffbaren Strecke des Dniester,

ist vom Staate auszuführen, wenn das Land, in dem einer der unter a) bis d) genannten Kanäle oder Kanalteile hergestellt werden soll, beziehungsweise eine der oben angeführten zu kanalisierenden Flußstrecken sich befindet, sich verpflichtet, die Zahlung eines jährlichen Betrages zu leisten, der zur Verzinsung und Amortisierung eines Achtels jener Obligationen hinreicht, welche zur Herstellung des betreffenden Kanales oder Kanalteiles, beziehungsweise zur Kanalisierung der betreffenden Flußstrecke emittiert werden.

Zu diesem Zwecke ist das Land berechtigt, die Interessenten heranzuziehen.

Die Beiträge der Länder sind nach Maßgabe der den Staat aus diesem Anlasse treffenden Zahlungen zu leisten und haben aufzuhören, wenn die Einnahmen des betreffenden Kanales nach Abzug der Erhaltungs- und Betriebskosten den zur Verzinsung und Amortisierung des Nominalanlagekapitals dieses Kanales erforderlichen Betrag durch zwei aufeinander folgende Jahre überschritten haben.“

Nach § 6 dieses Gesetzes ist mit dem Bau der genannten Wasserstraßen im Jahre 1904 zu beginnen und sind dieselben binnen zwanzig Jahren von diesem Zeitpunkte an gerechnet, also bis zum Jahre 1924 zu vollenden.

Wichtig ist noch speciell für den Donau-Oderkanal, welcher unser besonderes Interesse in Anspruch nimmt, die Verfügung des § 10, demzufolge die Regierung zwar ermächtigt wird, die Trasse und Anlage der im § 1 genannten Wasserstraßen endgiltig festzusetzen, jedoch gehalten ist, jede Erweiterung oder auch nur Abweichung des in § 1 aufgestellten Programmes abermals in einer Regierungsvorlage zur verfassungsmäßigen Behandlung dem Parlamente vorzulegen, so daß die Kanalisierung des Olsaflusses von Trzyniež-Teschen bis Oderberg, welcher das ganze Karwiner Kohlenbecken durchquert, nur durch eine neue gesetzliche Bestimmung durchführbar ist.

Der Donau-Oderkanal, welcher — wie erwähnt — für uns und unsere Leser und die Ausgestaltung der künftigen volkswirtschaftlichen Verhältnisse Oberschlesiens von größter Bedeutung ist, weil sich an denselben der oberschlesische Kanal nach Cosel anschließen soll, beginnt nach dem Regierungsplane an der Donau bei Wien, folgt dem Flußgerinne der March und Bezwa, übersetzt in der Scheiteltrecke die Wasserscheide zwischen der Bezwa und Oder, um in das Thal der letzteren zu gelangen, und endigt bei Oderberg an der Abzweigung der Kaschau-Oderberger und der oberschlesischen Bahn in einem großen Hafen.

Eine direkte Einmündung in die Oder ist in diesem Kalkül noch nicht enthalten. Es steht dies damit im Zusammenhange, daß die Einleitung des Kanals in die Oder behufs deren durchgängiger Benützung als Großschiffahrtsweg eine Verständigung mit Preußen zur Voraussetzung hat, die sich sowohl auf die betreffende österreichisch-preussische Grenzstrecke, als auch auf dessen in Oberschlesien gelegenen Weiterlauf bis Cosel zu erstrecken haben wird.

Die Teschner Landschaft oder Ostschlesien ist es, welches von dem Donau-Oderkanal und dem Anschlusse der galizischen Wasserstraßen an demselben am meisten berührt wird.

Nach der der Regierungsvorlage beigegebenen Übersichtskarte für das im Gesetze vom 11. Juni 1901 festgestellte Wasserstraßen-Netz gehört zum Projekte des Donau-Oderkanals auch ein Stichkanal, welcher von dem Ostrau berührenden Hauptkanale bei Hruschau abzweigt und bei Reichwaldau mit einem großen Hafen endet.

Die Verbindung des Donau-Oderkanals mit den galizischen Wasserstraßen endgiltig festzusetzen, bleibt der Regierung vorbehalten. Sie hat hierfür zwei Varianten vorgelegt. Nach der ersten zweigt aus der Gabel zwischen dem Donau-Oderkanal in der Strecke nach Oderberg und dem Stichkanal von Hruschau nach Reichwaldau ein Kanal über Pruchna nach Krakau ab. Durch diese Verbindung der ostschlesischen mit der galizischen Wasserstraße würde das Karwiner Kohlenbecken ganz vernachlässigt erscheinen.

Die zweite Variante geht in einer Abzweigung aus dem Donau-Oderkanal schon zwischen Kunewald und Paskau über Karwin nach Pruchna. Diese Trace würde wohl Karwin berühren, aber nur auf einem Umwege mit Oderberg verbinden und sowohl Teschen als auch die ostschlesische Eisenindustrie von den Vorteilen der Wasserstraßen ganz ausschließen.

Obgleich nun große und schwer wiegende Interessen für die zweite Variante sprechen und dieselbe wohl namentlich in Rücksicht auf die Kohlenfrachten aus Karwin in Aussicht genommen worden ist, weil der Karwiner

Kohlenbecken seine Ausbeute wohl niemals nach Oderberg, sondern immer einerseits nach Galizien und andererseits nach Innerösterreich zu verfrachten haben wird: so ignoriert dieses Projekt doch ganz und gar die berechtigten Wünsche und vitalsten Interessen der dichtest bevölkerten Landschaft Österreichs, eben Ostschlesiens, welchen nur die Kanalisierung des Olsaflusses von Trzynieź ab an Teschen und Karwin und seinen ganzen Kohlenrevieren vorbei nach Oderberg gerecht zu werden vermag.

Auch den ober-schlesischen Industrien müßte diese Wasserstraße aus mehr als einem Grunde Vorteile bringen und ich kann mich der Ansicht nicht ent schlagen, daß bei den noch zu pflegenden Verhandlungen zwischen Preußen und Österreich-Ungarn, betreffs des Ortes der Einmündung des Donau-Oderkanales in die Oder, sich die ober-schlesischen Interessenten mehr oder weniger lebhaft für den Seitenkanal Trzynieź-Teschen-Oderberg aussprechen werden, welcher eine gerade, ununterbrochene und unmittelbar zusammenhängende Wasserstraße zwischen Trzynieź-Teschen und Cosel ergeben würde, wobei von Seiten Preußens bezw. Oberschlesiens noch andere Rücksichten mitzusprechen berufen sind. —

Die ostschlesischen Interessen und namentlich die der landschaftlichen Hauptstadt Teschen für den Seitenkanal Trzynieź-Teschen-Oderberg sind ungemein groß und triftig und in einer überaus ausführlichen Petition der Gemeindevertretung der Stadt Teschen unter dem 28. September 1901 der Regierung vorgelegt worden.

Der Ausbau der Wasserstraßen in Österreich ist für die volkswirtschaftliche Ausgestaltung der zukünftigen Verhältnisse der Monarchie von einer unabsehbaren Bedeutung. Die Schaffung einer durch die Wasserstraßen herbeigeführten neuen Lage des kommerziellen Verkehrs wird nicht allein einen anderen Pulsschlag des Handels, sondern auch die Belebung vieler bislang in engen Grenzen bethätigten Produktionszweige und die Entstehung ganz neuer Erzeugnisse an vielen Stellen im Gefolge haben. Diese neue Lage wird namentlich hinsichtlich der Naturprodukte schwer transportierbarer Art wie z. B. Steine und Ziegel, welche bisher nur durch die lokale Konsumtion wirtschaftlich ausgenutzt werden konnten, neue Werte schaffen, indem solchen Produkten ein größeres Marktgebiet erschlossen werden wird. Dagegen kann auch nicht übersehen werden, daß jene Örtlichkeiten, welche in der alten Verhältnislage und auf Grund der gegenwärtigen Zuständlichkeit der kommerziellen Bedingungen eine große Bedeutung gewonnen haben, einer unabsehbaren Schädigung anheimfallen müßten, wenn sie nicht in die Adern der Wasserstraßen einbezogen werden würden. Und während dort die alten Industrien und Handels-

zweige dem unaufhaltsamen Niedergange durch eine durch die Wasserstraßen gekräftigte Konkurrenz geweiht wären, würden auf Kosten der volkswirtschaftlichen Bedeutung solcher Örtlichkeiten andere heute brach liegende Gegenden einem zwar langsamen aber sicheren Aufschwunge entgegengehen. Diese Voraussicht einer solchermaßen unabweislichen wirtschaftlichen Schädigung besteht namentlich für Ostschlesien, welches sich auf Grund der natürlichen Produktions- und Handelsbedingungen zu einer der hervorragendsten Landschaften in Rücksicht auf Handel und Industrie emporgeschwungen hat.

Die Stadt Teschen liegt in Hinsicht auf den lokalen Verkehr im Mittelpunkte Ostschlesiens, sie ist durch die beiden Bahnstränge der Kaschau-Oderberger und der Schlesischen Städte-Bahn (Nord-Bahn) mit allen Teilen der Landschaft auf das Engste verbunden, in Hinsicht auf den Weltverkehr aber war die Straße über Teschen in den Zeiten der Fuhrwerke und ist es in der Gegenwart durch die Eisenbahnverbindung der kürzeste Weg von Hamburg nach Konstantinopel. Seit jeher war Teschen und Ostschlesien die Vermittlerin des ungarischen, galizischen und deutschen Handels mit den innerösterreichischen Ländern, die Vermittlerin des großen Verkehrs zwischen dem industriereichen Westen mit dem Osten, welcher seine mannigfaltigen Naturprodukte dem Westen Europas zugeführt hat. An die geographischen Bedingungen schloß sich die Sprachengrenze als ein Moment von großer Bedeutung an; der Transithandel fand in Teschen den Dolmetsch der Handelsverständigung zwischen den Völkern der nachbarlichen Zungen. Überdies wurden in Ostschlesien die reichen Kohlenlager erschlossen, die ausgedehnten Forste der Verwertung entgegengeführt und die besten Baumaterialien aus den Felsenmassen der Beskiden und den schier unerschöpflichen Lehmlagerungen der zahlreichen Thäler gewonnen. Aus all diesen natürlichen Bedingungen wuchs die große Bedeutung Ostschlesiens und namentlich Teschens auch in industrieller Beziehung hervor, und es giebt keine andere Landschaft in Österreich, welche ihre Bevölkerung in dem Maße vermehrt hätte als gerade Ostschlesien in den letzten Jahrzehnten. Ist doch die Stadt Teschen allein von 6000 Einwohnern im Jahre 1848 auf rund 20 000 Seelen im Jahre 1900 angewachsen. Wenn wir die gegenwärtige Lage der nächsten Umgebung von Teschen beziehungsweise dessen Attraktionsgebietes, welches unmittelbar an den Vorteilen der in Rede stehenden Stich- und Staukanals partizipieren könnte, einer näheren Betrachtung unterziehen, so müssen wir auf fünf volkswirtschaftlich und namentlich kommerziell wichtige Momente ein besonderes Gewicht legen, und zwar 1. die Eisenindustrie in Trzynitz, welche die Zufahrt von Erzen, Kohle und Koks, und die Abfracht von Eisenprodukten und Schlacke in

solchen Mengen erfordert, daß eine Wasserstraße im hohen Grade wünschenswert erscheint, aber auch rückbezüglich die Rentabilität derselben außer Frage gestellt wird; dazu kommt: 2. Daß auch die nachbarlichen Kohlengruben in Karwin die Abfracht nach Trzynieź erheischen und die ungarischen Eisenwerke große Mengen von Kohle aus den ostschlesischen Revieren beziehen. 3. Ganz bedeutende Fracht- und Massenartikel stellen auch die Bau- und Grubenhölzer aus dem benachbarten Ungarn dar. Eine einzige Firma, die Holzhandlung J. Ph. Glesinger in Teschen, verfrachtet derzeit von und über Teschen 10 000 Waggon jährlich, während ein anderes Handelshaus, die Firma Adolf Löwy, 65 000 Kubikmeter Holz via Oderberg von Teschen aus jährlich exportiert. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß durch die Schaffung des Kanals Trzynieź-Teschen-Oderberg dieser Handelsartikel außerordentlich exportfähiger werden würde. 4. Gleichwertige Massenartikel für den Wassertransport müßten endlich auch die Bausteine aus den umfangreichen Steinbrüchen von Rzeko und Grodek u. und die Ziegel aus dem Attraktionsgebiete von Teschen werden, welche letztere schon derzeit die jährliche Produktionsmenge von 60 Millionen Stück erreicht haben. Innerhalb des Attraktionsgebietes von Teschen liegen schließlich noch die Cement-Fabrik in Gollschau und die großen Fabriksstätten von Möbeln aus gebogenem Holze, dann von Bier, Spiritus, Malz, Schrauben und Nägeln.

Es erübrigt hier nur noch darauf hinzuweisen, daß durch den Kanal Trzynieź-Teschen-Oderberg eine direkte Frachtenstraße für Holz aus den ostschlesischen und ungarischen Forsten nach Cosel, Breslau und Stettin eröffnet werden würde. Für Österreich aber ist es gewiß eine große und bedeutsame Aufgabe, dem Holzexporte ebenso kräftig, ja kräftiger unter die Arme zu greifen, als der Kohlenproduktion und ihren Interessen. Und hierin begegnen sich die österreichisch-ungarische beziehungsweise ostschlesische und die preussische beziehungsweise obereschlesische Handelserrägungen in gleichen und billigen Wünschen.

Denn gerade in dem Seitenkanal Trzynieź-Teschen-Oderberg liegt eigentlich die Grundlage und das Schwergewicht der handelspolitischen und volkswirtschaftlichen Reciprozität zwischen Preußen und Österreich-Ungarn. Der genannte Seitenkanal und seine eng und unmittelbar angeschlossene Wasserstraße ist zur lebhaftesten Belebung des Holzexportes aus den karpatischen Forsten nach Deutschland und der Ostsee berufen, während die obereschlesische Kohlenproduktion und Eisenindustrie durch den Donau-Oderkanal ihren Weg nach Österreich-Ungarn findet. Denn mag dann auch infolge der relativen Frachtenverschlechterung der obereschlesischen Kohle gegenüber den Ostrau-

Karwiner Produkten scheinbar der oberschlesische Kohlenbergbau benachteiligt erscheinen, unzweifelhaft ist es, daß durch die namhafte allgemeine Verbilligung der Kohle sich auch der Verbrauch derselben steigern und sohin in notwendiger Folge ihr Absatzgebiet bedeutend erweitern wird, und daß an diesem dadurch bedingten Mehrabsatze Oberschlesien in einem nicht zu unterschätzenden Maße beteiligt sein wird, so daß auch nach den inner-österreichischen Ländern und Galizien viel mehr oberschlesische Kohle exportiert werden dürfte, als vor dem Bestande des Donau-Oderkanales.

Ganz ähnlich aber sind die Bedingungen für die oberschlesische Eisenindustrie und — wenn wir weiter gehen wollen — müssen wir auch an Zink, Zinkblech, Blei, Schwefelsäure und Cement denken.

Oberschlesien und die Teschner Landschaft dürften sich daher in Einmütigkeit zur Erreichung des die Fortsetzung des Wasserweges Stettin-Cosel bedeutenden Kanales Oderberg-Teschener-Trzyniek finden und vereinigen, wie sie sich im schönen Beskiden-Vereine brüderlich gefunden haben. Von den Berghöhen der waldreichen Beskiden werden dann die mächtigen Stämme unmittelbar aus ihrem harzigen Waldesdunkel mit dem silbernen Quellengerinsel und den rauschenden Wildbächen bis in die Pommersche Bucht schwimmen.

Auf österreichisch-ungarischer Seite ist aber auch an die Eisenindustrie in Ostschlesien zu denken, welche durch den Trzyniek-Teschener-Oderberg-Kanal einerseits eine Exporterhöhung nach Galizien und Rußland und andererseits eine Verbilligung im Bezuge der schwedischen Erze über Stettin erfahren würde, was ja auch in Rücksicht auf die ungarische Eisenindustrie, welche mit Teschen durch die Kaschau-Oderberger Eisenbahn in Verbindung steht, in Erwägung zu ziehen ist. —

Wir wollen zum Schlusse noch kurze Blicke auf die anderen drei Kanalprojekte werfen und die technischen Mittel, welche die österreichische Regierung zur Überwindung der hydrographischen Schwierigkeiten anzuwenden gedenkt, bemerkensweise streifen.

In Rücksicht auf den Donau-Moldau-Elbe-Kanal ist das Projekt des Moldau-Elbe-Kanales wohl als abgeschlossen zu betrachten. Durch die Kanalisierung beziehungsweise Schiffbarmachung der Moldau von Budweis nach Prag soll die Verbindung mit der schiffbaren Elbe bei Melnik hergestellt werden, während Budweis mit Wien durch einen Kanal zwischen den Quellengebieten der Kamp und Euschnitz mit Wien verbunden werden soll.

Für den Anschluß des Donau-Moldau-Kanales an die Donau bei Einz bestehen dagegen zwei Varianten; die eine würde Einz mit Budweis, die andere U.-Mühl mit Budweis verbinden.

Die Kommunikation des Donau-Elbe-Kanal mit dem Donau-Oder-Kanal wird durch das festgestellte Projekt des zwischen Prerau und Leipnik aus dem letzteren ausmündenden Oder-Elbe-Kanal bewerkstelligt, welcher bei Pardubitz die Elbe erreicht, von wo aus die Elbestrecke bis Melnik, der Einmündung der Moldau in die Elbe, schiffbar gemacht werden soll.

Der galizischen Wasserstraßen haben wir bereits bis Krakau gedacht. Von da ab bestehen aber gleichfalls zwei Varianten, welche wohl noch manche Veränderung erfahren dürften: die nördliche berührt zum großen Teile die Reichsgrenze und folgt dem Laufe der Weichsel und des San und mündet, Lemberg berührend, bei Tarnopol in den Dniester; die südlichere berührt Lemberg nicht und mündet bei Zalesie in den Dniester, dessen Flußstrecke von da ab bis Tarnopol schiffbar gemacht werden soll. —

Während der Donau-Elbekanal durch die Moldau eine direkte Verbindung der Donau mit der Nordsee und sohin die verbindende Wasserstraße zwischen dieser und dem Schwarzen Meere bedeutet, an welche für den europäischen Handel große Hoffnungen geknüpft werden und keine Zweifel an ihrer Rentabilität bestehen, werden den galizischen Wasserstraßen keine durchaus günstigen Prognosen gestellt, und infolge der gesetzlich festgestellten Beitragsverpflichtung des armen Landes Galizien kann man bei den galizischen Wasserstraßen auf finanzielle Schwierigkeiten ebenso sicher rechnen, als technische Schwierigkeiten beim Donau-Elbekanal zu überwinden sein werden.

Bei meiner kurzen Bemerkung über die Mittel zur Lösung der hydrographischen Verhältnisse muß ich vorsichtig einschalten, daß meine technischen Kenntnisse zu einer Erörterung der technischen Fragen nicht hinreichen und ich mich daher lediglich an den Regierungsbericht zu halten gezwungen sehe.

Vor allem anderen soll das Kammerschleusen-System (schwedische System) in nicht über 10 Meter reichenden Stufen zur Überwindung der Niveaudifferenzen herangezogen werden. Da aber dieses System sowohl hinsichtlich der Anlage als auch des Betriebes um so schwieriger und kostspieliger wird, je höher die Scheitelhaltung des Wasserweges liegt, so hat die Regierung auch andere Systeme von maschinellen Schiffhebe-Einrichtungen noch in Betracht genommen, und zwar senkrechte Hebewerke, wie sie bei Les Fontinettes mit 13,1 Meter Hub für 300 Tonnen-Schiffe, bei La Louvière mit 15,4 Meter Hub für 360 Tonnen-Schiffe und bei Henrichsburg mit 14 Meter Hub für 600 Tonnen-Schiffe bestehen, und Hebewerke auf geneigter Ebene, wie eines projektmäßig bei Lieve des

Berlin-Stettiner-Kanals in Verbindung mit einer fünfstufigen Kammer-schleusen-Treppe von je 7,14 Meter Gefälle in Aussicht genommen ist.

Das österreichische Wasserstraßennetz, welches Europa im Jahre 1924 als vollendet erhoffen darf, wird die große Aufgabe des herrlichsten Stromes dieses Erdteils, der Donau, Meer mit Meer zu verbinden, lösen. Die Nordsee einerseits und die Ostsee andererseits werden mit dem Schwarzen Meere und durch dieses und die Straße von Konstantinopel und der Dardanellen mit dem mittelländischen Meere kommunizieren und eröffnen schier unermessliche Ausblicke auf allen Gebieten des menschlichen Denkens.

Die letzten zwölf Stunden.

Von

Paul Albers, Ratibor.

Ein eisiger Wind wehte noch am 19. März 18⁸⁸ über die Landstraße. Hier peitschte er den Schnee von den kahlen Chausseesteinen herunter, dort türmte er ihn zu kleinen Hügelchen auf.

Die entblätterten Bäume krachten und beugten sich; Krähen und Raben umflatterten sie hungrig und krächzten gottsjämmerlich.

Wer es nicht nötig hatte, blieb daheim hinterm warmen Herd und schnunzelte vergnügt: „Ein abscheuliches Wetter! Man möchte keinen Hund auf die Straße jagen! Schlimm für jeden, der hinaus muß.“

Es zog auch nur ein einziger Wanderer die Chaussee von O^{***} nach P^{***} hinunter. Sein fadenscheiniges Jäckchen und das zerrissene Halstuch wehrten der schneidenden Kälte nicht; deshalb lief der Mann streckenweis und rieb die Hände, um sich zu erwärmen. Wenn er nicht bald ein gastliches Unterkommen fand, mußte er erfrieren, zumal es zu dunkeln begann.

„Warum sitzt Du nicht zu Haus?“ höhnte der Sturm „und läßt Dich von mir ansfauchen?“

Warum? Hatte der Mann denn ein Heim? —

„Ach, da ist ja schon das Palurasche Gehöft — frohlockte er — dort wärme ich mich ein Viertelstündchen aus.“

Das Haus der Witwe Palura lag an der linken Seite der Chaussee als das erste des Dorfes, wenn man von Kr^{***} über O^{***} nach P^{***} kommt, ein einstöckiges, sauberes Gebäude, mit grauem Schieferdach und kleinem Vorgärtchen.

Schon in zehn Minuten hatte der Wanderer das Gehöft erreicht. Er klopfte an und trat in's Wohnzimmer, aus dem ihm behagliche Wärme entgegenströmte.

Klein, aber traulich war das Stübchen. Ein Bettgestell, auf dem Berge von Betten lagerten, ein Tisch, eine Bank, zwei Stühle, eine buntbemalte Lade, etwas Wirtschaftsgerätschaften und Kochgeschirr bildeten die ganze Ausstattung. Aber zahlreiche, buntfarbige Heiligenbilder hingen als Schmuck an den weißgetünchten Wänden ohne jegliche Symmetrie und grüne Blumenzwiebeln standen in thönernen Töpfchen auf dem Fensterbrette.

Man sah es dem Stübchen an: Hier wohnte eine unbemittelte, aber ordnungsliebende, saubere Frau!

„Gelobt sei Jesus Christus, Mutter!“ grüßte der Fremde. „Draußen ist's hundsföttisch kalt! Ich möcht' mich hier ein Stündchen auswärmen! Ich bin nämlich der Maurer Thomek Stannek aus Myslowitz. Meine Mutter ist die unverehelichte Viktorka Stannek aus B***. Eure Tochter ist dort auch an einen Stannek verheiratet. Wir sind zwar nicht verwandt, aber meine Mutter kennt Eure Tochter. Dort giebt's sehr viele Stanneks.“

Dieses Sichvorstellen, diese Orts- und Namenkenntnis genügte der gutherzigen Alten, um sofort aufzuspringen und einen bunzlauerne Topf warmen Kaffee hervorzuholen. Auch eine mächtige porzellanerne Tasse, verziert mit knallroten Rosen und dem sinnreichen Motto: „Dem Geburtstagskinde“ stellte sie eiligst auf den Tisch, und Brot und Butter.

„iß nur und trink', mein Junge!“ ermunterte sie, während ihr helle Gastfreundschaft und Gutmütigkeit aus den alten grauen Augen leuchteten. Ach wie gerne geben die Armen, wenn sie nur etwas zu geben haben! Und Mutter Palura war im ganzen Dorfe als die wohlthätigste Arme bekannt!

„Warum sitzt Du denn aber bei dem Hundewetter nicht in Myslowitz, Thomek?“ fragte sie nach einer kleinen Pause — „warum gehst Du nicht in die Arbeit?“

„Ich hab' ja bis vor acht Tagen auf der Kunstgrube zu Piosiek gearbeitet — erwiderte er — doch immer arbeiten und arbeiten, mag ich auch nicht. Die Reichen arbeiten niemals.“

„Bah! Bah! — warf unwillig Frau Palura ein — schwätz nicht so dummes Zeug, Junge! Du bist wohl unter die Sozialdemokraten gegangen?! Arbeiten müssen Alle. Die Reichen mit dem Kopfe, die Armen mit den Händen. Du schaffst nichts Gutes, wenn Du so denkst.“

Stannek lachte und goß sich die zweite Tasse Kaffee ein.

Während dieser Unterhaltung betrat Hanka, die Dienstmagd der Witwe, das Stübchen und öffnete die Lade, um aus derselben für den morgigen Sonntag ein Wäschestück zu entnehmen.

Der Bursche blickte auf. Unerbättliche Habgier blitzte aus seinen Augen, seinen Raubtieraugen. Er sah ja, daß sich in der Lade nur etwas

grobe Wäsche, paar Kleider, Schürzen und wertlose Gegenstände befanden; allein, seine Augen redeten eine unheimliche Sprache: „Das könntest Du alles haben! Ohne Mühe haben! Das könntest Du Alles verkaufen und das Geld vertrinken . . . Das mußt Du haben!“

Er kämpfte seine Gedanken nieder. — —

„Wo willst Du denn heute übernachten?“ fragte gutmütig Frau Palura.

„Beim Weber Kzibek.“

„Da hast Du's aber noch weit! Das Dorf ist lang. Na, nimm Dir noch das halbe Brot mit, damit Du nicht hungerst.“

Stannek steckt das Brot unter seine Jacke und entfernte sich.

Benedikt Kzibek, der ihn nur ganz oberflächlich von einer Bestellung her kannte, nahm ihn gastlich auf und ließ ihn auf dem Heuboden übernachten.

Schwerlich hätte Stannek in einer Stadt so baldige und reiche Gastfreundschaft gefunden, wie hier, in dem einsamen, weltabgewandten Dorfe. Im Dorfe blüht das Vertrauen fast noch üppiger, als Maßliebchen auf den Wiesen.

Der Sturm hatte sich während der Nacht gelegt. Kalt, aber freundlich schaute die Sonne am 20. März 18** auf die schneebedeckte Winterlandschaft nieder. Um neun Uhr läuteten die Kirchenglocken zur Sonntagsmesse.

Schon von acht Uhr ab pilgerten die Dörfler nach dem Gotteshause: Die Frauen in ihren buntsfarbigen, kleidsamen kurzen Röckchen, die Männer in schwarzen Tuchjacken und Beinleidern. Alle ernst und gesammelt, alle ihren Herrgott im Herzen.

Auch Benedikt Kzibek rüstete sich zum Kirchgang und forderte seinen Gast auf, ihn zu begleiten. Stannek fand sich sogleich bereit.

Schweigend gingen die beiden Männer nebeneinander her. In G*** unterhielt man sich erst des Abends im Kretscham, wenn Branntwein und Bier die Gemüter erregt hatten; dann aber um so lauter und beweglicher.

Jetzt unterhielten sich die Beiden mit ihrem eigenen Innern, wie's jedem eben zusagte. Kzibek dachte darüber nach, ob er nicht besser thäte, seine Ware in der Kreisstadt, anstatt in dem Landstädtchen K*** zu verkaufen? In K*** zahlte man zu niedrige Preise. Stannek dachte — woran dachte der? — Auch an Gewinn, aber nicht an ehrlichen! Nicht an den durch Mühe und Schweiß zu erstrebenden . . .

Er dachte: „Während der Kirchzeit ist die alte Palura allein zu Haus . . . Die Hanka ist in der Kirche . . . Das Haus ist das letzte im Dorfe . . . einen Schrei, einen Hilferuf könnte man im Nachbargehöft

unmöglich hören . . . in der Lade stecken Sachen im Werte von mindestens fünfzig Mark . . . vielleicht sind auch noch paar Mark bares Geld drin versteckt . . . wenn — wenn ich jetzt umkehre und die Alte erwürge! — Nein! Nein! Nein! das thue ich nicht . . . sie hat mich gestern aufgenommen und mir zu essen und zu trinken gegeben . . . aber fünfzig Mark ist doch viel Geld — ja . . . nein!“

Die beiden Männer betraten das Gotteshaus.

Der Pfarrer verlas eben von der Kanzel aus dem Evangelium des hl. Markus Kap. IV Vers 25: „Denn wer hat, dem wird gegeben werden, und wer nicht hat, dem wird noch genommen werden, was er hat“. Dann predigte er.

Stanneck hörte nicht auf die Predigt. Ihm klangen beständig die Worte in die Ohren: „Wer nicht hat, dem wird genommen werden, was er hat“. Die alte Palura hatte nicht viel, deshalb konnte er ihr das Wenige nehmen. Es ist eine kleinere Sünde, wenig zu nehmen, als viel. So stand's ja sogar im Evangelium. „Lauf hin! Lauf hin!“ zischelte der Dämon in seiner Brust.

Stanneck widerstand nicht; er schlich sich unbemerkt aus der Kirche, besprengte Stirn und Brust mit Weihwasser und lief schnurstracks die Dorfstraße hinunter nach dem Paluraschen Gehöft, während seine Lippen ununterbrochen murmelten: „und vergieb uns unsere Schuld! . . . und vergieb uns unsere Schuld! . . . und vergieb uns unsere Schuld!“

Nur die Lippen murmelten; bis zum Herzen drangen die goldenen Worte des Erlösers nicht. Die Gedanken aber weilten weder bei dem Gebete, noch beim Herzen. — Sie weilten bei dem Inhalte der Lade. —

Nur daran dachte Stanneck; auch zunächst nicht einmal an Mord . . . „Wenn die Palura doch im Gehöft wäre! schnell erbräche er die Lade und liefe mit deren Inhalte davon . . . wenn — ja, wenn die Alte aber im Zimmer wäre, dann . . . nun dann gäb's nichts andres, als sie kalt zu machen. Denn die Kleidungsstücke mußte er haben. Gutwillig gäbe sie ihm die Alte doch nicht und verraten würde sie ihn auch! Das letzte Mal hatte er anderthalb Jahr wegen Diebstahls bekommen, jetzt blühte Zuchthaus, denn das wäre der vierte Diebstahl . . . aber die Sachen mußte er haben . . . „und vergieb uns unsere Schuld . . . und vergieb uns unsere Schuld“.

Die Hausthür des Paluraschen Gehöftes stand offen, desgleichen die Küchenthür. Die Witwe bereitete am Herde den bescheidenen Sonntagsbraten aus einem viertel Pfunde Schweinefleisch.

„Da bist Du ja schon wieder da, Thomeß!?“ nickte sie ihm freundlich zu. „Na, meinetwegen kannst Du heut mit mir zu Mittag essen. Wohin geht denn die Reije?“

„Nach O***“, erwiderte er mit gepreßter, kaum vernehmbarer Stimme. Mordsgedanken preßten sie zusammen.

Jetzt bückte sich Frau Palura, um das Feuer anzuschüren. In diesem Momente sprang Stanneck an sie heran, packte sie mit beiden Händen von hinten am Halse und würgte sie so lange, bis sie den Geist aufgab.

Hierauf warf der Unmensch den Leichnam die Treppe hinunter in den Keller, raubte die wertlosen Habseligkeiten und lief davon.

Hinter ihm lief die Nemesis und ergriff ihn. Er wurde zum Tode verurteilt.

Auf seine Bitten hatte der Verteidiger noch für ihn ein Gnadengesuch eingereicht. Er, der das Leben anderer für nichts gehalten und um eines elenden kleinen Gewinnes wegen vernichtet hatte, klammerte sich mit allen Fasern an das Leben. Selbst ein Leben in der engen Zuchthauszelle schien ihm noch begehrenswert! —

Indessen schon am 1. Dezember 18** wurde ihm des Abends halb sechs eröffnet, daß die Gerechtigkeit ihren Lauf nehmen und sein Haupt um 7¼ Uhr früh unter dem Beile des Henkers fallen würde.

Schlotternde Angst durchraсте den Körper des Raubmörders; Nacht wurde es vor seinen Augen.

Der Gefängnisbeamte hatte Mitleid mit dem Feigling und gewährte ihm eine halbe Stunde Frist, um sich zu sammeln und in das unabänderliche Schicksal zu fügen. Dann käme — sagte der Beamte — der Geistliche, um die letzten Tröstungen zu spenden. Auch könne er noch seine letzten Wünsche aussprechen, die, sofern sie angemessen wären, Berücksichtigung finden würden.

Stanneck wurde an Händen und Füßen gefesselt und blieb allein — allein, zwölf Stunden vor seiner Hinrichtung!

Entsetzliche Gedanken und Vorstellungen peinigten sein Hirn.

Sein Opfer hatte nur wenige Sekunden gelitten, er aber sollte volle zwölf Stunden alle Todesqualen durchkosten; zwölf Stunden lang sterben! Seine Arme waren stark, seine Muskeln nervig, sein ganzer Körper voll strotzender Jugend — ja, noch viele, viele Jahre hätte er leben, Jahre hindurch noch Lust und Licht genießen können . . . in zwölf Stunden aber lag sein entseelter Körper starr, regungslos und blutig im dunklen Erdboden, ein Fraß der Würmer! In zwölf Stunden schon sollte er sich verantworten vor seinem ewigen Richter und die unermesslichen Qualen der Hölle für ewig erdulden. Seine Zähne schlugen fieberhaft aufeinander und seine Fäuste ballten sich krampfhaft.

Waren die Menschen mit ihrer Gerechtigkeit nicht unsäglich grausamer gegen ihn, als er es gegen sein Opfer gewesen? —

War's denn aber auch wirklich so? — Er dachte nach über sein ganzes, verfehltes Leben . . . Wohin er schaute, hatte er von den Menschen doch nur Liebe empfangen und Liebe mit Undank und Verbrechen vergolten . . . Seine gute Mutter hatte ihn als Buben gehegt und gepflegt, von früh bis Abend die schwieligen Hände gerührt, um Kost und Kleidung zu schaffen — denn sie mußte alles selbst erwerben und bestreiten, da er ein „Kind der Liebe“ gewesen . . . der Liebe!! — und wie hatte er denn die Liebe der Mutter gelohnt? Einen schlimmen Streich nach dem anderen hatte er verübt und Ströme von Thränen aus den treuen Mutteraugen gepreßt . . . Die braven Buben hielten sich fern von ihm in der Schule! Er war ein Geächteter! Wer trug die Schuld daran? Er selbst oder ein finsterner Dämon in seiner Brust?! Mahnte nicht die Mutter? Mahnte nicht der Lehrer? Mahnte nicht der Pfarrer? . . . Nein! Nein! er allein trug die Schuld! . . . Nun ging er in die Arbeit . . . erst reichte er den Maurern Steine und Ziegeln zu, dann mauerte er selbst, wurde Gehülfe, sogar Polier. Überall hatten sie ihn gern, denn er war nicht nur ein hübscher, sondern auch ein geschickter und anstelliger Bursche. Aber! Die Arbeit gefiel ihm für die Dauer nicht. Der brave Maurermeister mahnte und warnte, gab ihm die beste Arbeit, behandelte ihn wie einen Sohn. Er verlachte den braven Mann und vertrank seinen reichlichen Verdienst . . . Er trank! Im Schnaps saß der Teufel — in dem kleinen Gläschen Schnaps ein ganz mächtiger, unbändiger Teufel. „Dummer Kerl — spottete er — warum arbeitest Du, wie ein „armer“ Teufel? Mach's doch wie ich, der Schnapsteufel. Ich arbeit' mein Lebtag nicht und bin gut freund mit dem Schnapsjuden. Der arbeitet auch nicht und wird reich! Sauf und stiehl, dann führst Du ein herrliches Leben!“ . . . Und er gehorchte, soff und stahl! Jetzt ging's im Sturmschritt bergab: vierzehn Tag Gefängnis! zwei Monat Gefängnis! ein halb Jahr Gefängnis! anderthalb Jahr Gefängnis! Diese Strafe hatte er eben verbüßt, als er die alte Palura aufgesucht und gebeten, ihn vor Sturm und Frost zu schützen. Und sie öffnete ihm ihr armes, aber gastliches Haus — und sie führte ihn an den warmen Herd, reichte ihm Erfrischung und Nahrung, überschüttete ihn mit Liebe, mit thauwarmer Menschenliebe . . . Er aber, was that er? Er schlug die Menschenliebe mit mörderischer Hand zu Boden. Er allein trug die Schuld an Allem! — —

Er allein?

Stanneck war Maurer und nicht Philosoph. Er glaubte an Hölle und Teufel; aber an jenen Teufel glaubte er nicht, der mitvererbt und angeboren wird: an die bösen Neigungen, die tief im menschlichen Körper wurzeln, die Willensfreiheit beschränken, die Willensrichtung beeinflussen

oder gänzlich bestimmen. Deshalb nahm er die ganze Wucht der vom papiernen Gesetze geprägten Schuld auf sich. Deshalb wurde er zum ersten Male in seinem Leben weich; weich, in den letzten zwölf Stunden vor der Hinrichtung.

Er dachte an all' die Liebe, die ihn auf seinen Lebenswegen begleitet hatte und von ihm mißhandelt worden war!

Nun wollte er sich ausöhnen mit seinem Gott, den Menschen und der ganzen Welt. Aber vor „einer“ halben Stunde bangte ihm noch; er fürchtete harte Vorwürfe grade jetzt, wo er zum ersten Male den thauwarmen Hauch des Menschentums verspürte! Er fürchtete Vorwürfe des Seelsorgers, der ihn nun bald zu quälen und zu ängstigen kommen sollte!

Und er kam, der ernste, stille Kurat.

„Stanneck — sagte er mild — Du hast viel gesündigt und das schwerste Verbrechen begangen, dessen ein Mensch fähig ist. Aber, wenn Deine Sünden auch rot, wie Scharlach, wären, Gott kann sie Dir vergeben. Denn er allein durchschaut Herz und Nieren und sein ist die Rache! Wir sollen nicht richten, damit wir selbst dereinst nicht gerichtet werden. Ich habe für Dich zu Gott gebetet, daß er Dir vergeben möge!“

Was war das für eine Sprache? Vorwurf und Bitterkeit hatte er erwartet und die Alles verzeihende Liebe sprach wieder zu ihm. Die Liebe stand neben ihm, um ihn auf dem letzten Wege zu begleiten. Er ergriff ihre Hand — — Bitterlich weinte er, nicht aus Feigheit, nicht aus Furcht vor dem Tode, nein, weil er plötzlich, weil er endlich Mensch geworden war.

Über die bleichen, asketischen Züge des Kuraten glitt flüchtig ein Lächeln stiller Glückseligkeit; in der Zelle des Mörders glättete sie mit sanfter Hand die tiefen Furchen auf seiner Stirn — — für kurze Zeit! Er hatte viel Leids erlitten und kannte da draußen kein Glück, nur Entfugung . . .

Stanneck beichtete und entlastete nach seiner Art das schuldbeladene Gewissen.

Als ihm der Gefangenwärter die letzte Liebesgabe, „die Henkermahlzeit“ brachte, lehnte er Trank und Speise ab; nur um eine Zigarre und die Erlaubnis bat er, an seine Mutter schreiben zu dürfen.

Es wurde ihm gewährt und er schrieb in der einfachen wasserpolsnischen Sprache des einfachen Mannes*):

„Ich ergreife die Feder und schreibe zu Deinem alten Herzen, allerliebste Mutter. Das ist mein letztes Schreiben am letzten Abend meines Lebens, am 1. Dezember. Ich sitze schon, wie auf meinem Sterbelager.

*) Original.

Aber es ist gut, wenn man genau weiß, wenn man sterben muß. Man kann wenigstens noch um Verzeihung bitten. Verzeiht mir Alle und am meisten Du, allerliebste Mutter. Gern hätt' ich Dich noch gesprochen, nun aber ist's schon zu spät. Gräme Dich nicht zu sehr, denn wir müssen doch Alle einmal sterben. Ich fürchte mich jetzt gar nicht vor dem Tode. Ich denke, Gott wird mich in der schrecklichen Stunde nicht verlassen und mir drüben verzeihen. Wenn Du den Brief bekommst, bin ich schon kalt. Jetzt ist's elf Uhr, ich hab' also noch acht Stunden zu leben. Ich danke Dir für alle Liebe! Grüße die Verwandten! Ich kann nicht mehr schreiben, weil mir fortwährend schwarz vor den Augen wird und meine Stirn ganz kalt ist. Aber Gott wird mir schon helfen. Amen!"

Gefaßt betrat er am nächsten Morgen das Schaffot, betete noch paar Sekunden und fühlte durch das Beil des Henkers eine That, die nach menschlicher Satzung den Kopf erheischte.

„Ich wünschte — sagte der ernste Kurat auf dem Heimwege zu dem ihn begleitenden Landrichter — so reumütig und gottselig zu sterben, wie dieser Raubmörder. In den letzten zwölf Stunden ist Stanneck erst Mensch geworden; sie waren die besten, reinsten und glücklichsten seines Erdendaseins! Offen gesagt, hätte mir die Wahl freigestanden, wär' ich vor einer viertel Stunde lieber Stanneck gewesen, als der Scharfrichter Julius Krautz.“

Der Landrichter war Freigeist und sogar Fortschrittsmann, was die Herrn Vorgesetzten gar nicht gern wissen mögen.

„Unabsichtlich — entgegnete er — sprechen Sie da, Herr Kurat, einen fortschrittlichen Gedanken aus! Ich hoffe, daß das nächste Jahrhundert die Erinnerung an derartige „Amtshandlungen“ nur noch in Archiven und historischen Museen auffuchen wird. Ich hoffe es im Interesse des Menschentums und des Henkers! Denn auch ich habe heute den Vollstrecker irdischer Gerechtigkeit tief unter dem reinigen Missethäter tariert. Und darin stimme ich mit Ihnen gleichfalls überein, Herr Kurat, daß die letzten zwölf Stunden die glücklichsten im Leben Stannecks waren, mag es auch noch so wunderbar klingen! Ich hab' seinen Abschiedsbrief gelesen und mich daraus überzeugt, daß jeder Mensch reiner Empfindung fähig ist. Wo sie nicht zum Durchbruch gelangt, wird sie nur nicht ausreichend geweckt. Wächst doch ein jeder aus seinem Milieu heraus! Sein sogenanntes Verbrechen keimte in dem Boden seiner Ernährung . . . Dafür soll er verdammt und gerichtet werden? — Nun ja, die künstlich geschaffene Ordnung verlangt es eben. Was ist dann aber Recht? Was Unrecht? Sie finden die Antwort in der heiligen Schrift, ich suche sie vergebens in dem großen Buche der heiligen, ewigen Natur! Doch wie gesagt: lieber Delinquent, als Henker.“

Herr Julius Krautz reichte acht Tage später eine spezialisierte Liquidation für seine „Amtshandlung“ in Höhe von 425 Mark 32 Pfennigen ein, die pünktlich von der Staatskasse honoriert wurde.

Die Kieferelbe.

Eine oberschlesische Volksfage*)

von

Dr. J. Wahner, Gleiwitz.

Die Bäuerin schrickt im Schlaf empor:
 „Hilf, Bauer! Hilf! Der Schwestern Chor,
 Er ruft und reißt, er hält gefaßt
 Und schleppt mich mit in wilder Hast, —
 Der tolle Chor der Elben.“

Der Bauer achtet nicht den Schrei,
 Schnarcht weiter in den Kissen;
 Die Augenlider, schwer wie Blei,
 Die Glieder sein so arbeitsmüd',
 Woll'n nicht den Schlummer missen.

*) Aus der Leobschützer Gegend nach der Aufzeichnung von Dr. Drechsler-Zabrze in den Mitteil. der Schles. Gesellsch. f. Volksk. H. I, S. 8: „Ei-ar Wirtschaft wór-de Peireken a Alp, ond-de musste alle áwede an Wáld gín ond de Kiwern drécke. Wenn halt de zwelfte Stonde kóm, dô es-se aus-m Bette furt, ond dô hot-sich immer der Môn gewondert, wo-se hèn es, ond hót-se gefráet, weil-se emmer so káld wór, wenn-se wêder kóm; ond do hót se-s gesaet, sie mús gín-an Wáld, die Kiwern drécke. Dô hót-a gesaet: wenna weiter nischt es, dâm deng worn-wer obhélfe, dosz de nich a-so weit host. Ar lúsz de Beime abschlaen ond ei a Hóf bringe. Do es-se oawer gesturwe.“

für das polnische Oberschlesien bezeugt aus Preschlebie, Kr. Gleiwitz bei A. Bartsch, Sagen aus Oberschlesien. Mitteil. d. Schl. Gesellsch. f. Volksk. H. VIII, S. 49: „Eine jung verheiratete Frau war eine Mora (Alp), welche jede Mitternacht in den Wald eilte, um eine alte Eiche zu drücken. Das eigentümliche Gebahren seiner Frau bemerkte bald der Mann, und er schlich ihr heimlich nach. Am Tage darauf hieb er zusammen mit seinem Knechte die Eiche um, jedenfalls in der Absicht, seiner Frau Ruhe zu verschaffen. Die Frau, die nichts davon wußte, begab sich wiederum um Mitternacht zu dem Baume. Da sie aber nicht wiederkam, wunderte sich der Mann, ging zu der Eiche und fand die Frau tot vor, noch im Tode den Stamm fest umschlingend.“

Doch ist die Sage auch für Mittelschlesien aus Reimswaldau, Kr. Waldenburg, und aus der Striegauer Gegend belegt. Vgl. Mitteil. d. Schles. Gesellsch. f. Volksk. H. III, S. 26.

Indes er schläft, indes er träumt,
 Trollt ängstlich mit den andern,
 Getrieben halb und halb gezerrt,
 Die Frau zum Walde ungesäumt, —
 Bei Nacht, welch' kühles Wandern!

Dort drücken sie in stürm'scher Wut,
 Als wär es der Geliebte,
 Die kalten Föhrenstämme
 Und pressen Küsse voller Glut
 Auf Rinde, Moos und Schwämme.

Es geht ihr seltsam Kosen
 Bis graut der junge Tag im Ost,
 Bis tauschwer hängt der Farren
 Und eisig schon der Morgenfrost
 Ihr weiß Gebein macht starren.

D'rauf huschen bebend sie nach Haus
 Zur Kammer und ins Bette.
 Auf fährt der Bauer, jäh erwacht,
 Es schüttelt ihn ein kalter Graus
 Und Neugier faßt ihn und Verdacht.

Er fährt sie an: „Wo warst Du, Frau?“
 Da muß sie es gestehen:
 „Dein Weib ist eine Elbe,
 Muß jede Nacht, ob kalt, ob lau,
 Zum finstern Walde gehen.“

Dort muß ich mit den Schwestern mein
 Die harten Kiefern drücken!“ —
 „Ist's weiter nichts, so will die Pein
 Ich gern Dir helfen mindern,
 Den Busch Dir näherrücken.“

Der Bauer spricht's; am Tag darauf
 Läßt er die Bäume fallen,
 Im Hofe schichten Hauf' an Hauf';
 Da treibt ein plötzlich Gellen
 Der Mägde ihn ins Haus hinein.

Sie stehen um die Bäuerin
 Und ringen ihre Hände,
 Die stumm am Boden liegt und kalt:
 Der Ärteschlag im Föhrenwald
 Bracht' ihr ein schnelles Ende.

Der Nachwächter.

Von

Karl Klings, Schöneberg-Berlin.

Unterm Giebelfenster in den Blättern des Weinstockes sang noch eine einsame Heuschrecke. Aber drunten lag alles tief im Schlaf.

Das Wirtshaus selber, drüben auf der anderen Straßenseite, stand in der Häuserreihe still wie eine verlassene Kirche. Über die Dorfstraße liefen die Mondstrahlen, von einem schimmernden Steinchen hüpfen sie aufs andre, kletterten dann an der Wirtshauswand empor, stiegen das Schindeldach hinan, langsam und schläfrig wie auf Treppenstufen, und als sie die dunkeln Sammetkissen erreichten, die zarte Moospflänzchen in jahrelangem stillen Fleiße oben auf dem First gewoben hatten, legten sich die Strahlen behaglich nieder und schliefen ein und schliefen — wie das ganze Dorf es that.

Aber doch nicht. Irgendwo knirschte plötzlich der Sand. Ein Stück oberhalb des Wirtshauses mündete ein schmales Seitengäßchen, eingefasst rechts und links von einem hohen Lattenzaune, in die Dorfstraße, und von dort kam das Knirschen. Als es immer lauter ward, schob sich endlich eine etwas seltsam verummte Gestalt aus der schattigen Lücke zwischen den beiden Zäunen und trat langsam herüber, gerade recht in den hellsten Mondschein, wo sie, um Atem zu schöpfen, eine Weile anhielt und in ganzer Größe sich zum Beschauen darbot. Vom Kopfe, den eine zottige Pelzmütze fast gänzlich verschlang, bis hinunter zu den Knien schlotterte ein weiter derber Mantel, den ein gewundenes Strohseil in der Hälfte des Leibes zusammenhielt. Mit dicken Tuchwülsten waren die Beine unwickelt, und die Füße stakten in plumpen, aus Stroh geflochtenen Schuhen, wie unsere Scheuerarbeiter im strengen Winter sie zu tragen pflegen. Ein mächtiger Spieß mit eiserner, die Schulter weit überragender Spitze aber ward zum Verräter und nahm der wunderlichen Gestalt all' ihre Unheimlichkeit. — —

Baufällig am untern Giebel des Wirtshauses, an der Ecke lehnte das schwarzweiß gestreifte Schilderhäuschen. Davor machte der Wächter Halt,

zog aus der Manteltasche ein Bockshorn und blies zehn dumpfe Schallstöße in regelmäßigen Absätzen die Straße hinunter. Aber das Dorf schlief zu fest, es erhob keinen Widerspruch gegen die falsche Ansage des Stundenschrittes, und die Nacht selber ertrug die Verlästerung mit gewohnter schweigender Verachtung.

Als die Klänge in der leise zitternden Abendluft verhallt waren, schob der Wächter die Ärmel in einander, drückte den Spieß gegen die linke Schulter und spazierte, als wäre nur dieses seiner Obhut anvertraut, am Wirtshaus entlang die Straße auf und nieder, und es war, als ob er es peinlich abmässe, nur ja keinen Schritt über seine Grenzen hinauszutreten. Immer langsam, in unverändertem Tempo hoben und schoben sich seine schweren Füße. Nur einmal zögerten sie einen Augenblick. Er hob den Kopf und ließ unter den langen Mützenzotteln hervor seine kleinen trüben Äuglein in den Mond blinzeln. Vielleicht um seinen alten Freund droben zu begrüßen, oder weil irgend ein Gedanke, dem das Nest unter dem warmen Pudel zu eng geworden, aufflog und den alten Kopf mit emporriss.

Endlich schoß er doch einmal über das Ziel hinaus. Mit langen eiligen Schritten, so lang und eilig sie sein Alter erlaubte, hastete er die Straße hinan. Vorher hatte er schon einigemal aufgeblickt und atemlos ins Dorf hinaufgelauscht. Nun stand er breitbeinig droben an einer Biegung, wo die Straße hinter einer alten Scheuer hinumlief. Er riß den Spieß von der Schulter, streckte ihn zum Stoß bereit mit der eisernen Spitze weit vor sich hinaus und rief in barschestem Tone: „Wer da?“

Ein meckerndes Lachen, das aber ein plötzlicher Hustenanfall jäh erwürgte, erscholl auf den herrischen Ruf zur Antwort, und dann humpelte um die Scheuerecke ein kleines krummes Männchen herum mit einem Rutenbündel auf der einen Schulter und einem gefüllten Leinwandsäckchen unterm andern Arm. Kichernd zog der Wächter seinen Spieß langsam zurück, ließ den nächtlichen Ruhestörer, dem der Husten noch immer im Halse kratzte, mit seiner Fracht an sich vorüber und trippelte stumm und mit listigem Lächeln hinterdrein.

An der Thür des Wirtshauses warf jener die Ruten auf die Erde, stellte das Säckchen aufrecht daneben und sank selber erschöpft auf die Steinstufen und ächzte heiser: „Zu marode, zu marode!“

Es war der kleine bucklige Besenbinder der Gemeinde, ein wunderliches Männlein, das keiner sobald wieder vergaß, der ihm je begegnet. Namentlich seine verschmitzten Augen, die unheimlich und in beständiger Unruhe unter den langen buschigen Brauen glommen, bohrten sich jedem fest ins Gedächtnis, wenn die kleinen funkelnd schwarzen Punkte auch nur ein einzigesmal auf ihm geruht hatten. Man mußte unwillkürlich an Schlangenäuglein denken.

— Mehr als dreißig Jahre hielt er sich schon im Orte auf, aber noch immer galt er hier für einen Fremden, den kein Einheimischer für voll nahm. Über seine Herkunft gingen dunkle Gerüchte von Mund zu Mund. In seiner Jugend sollte er, dessen Buckel heut gegen achtzig Jahre trug, über der Oder drüben ein weit gefürchteter Wilddieb gewesen sein. Und jeder, der diese Behauptung nachplapperte, wies nur auf den fehlenden linken Zeigefinger an der linken Hand des alten Junggesellen hin und glaubte damit mehr als nötig bewiesen zu haben. Zu Zeiten war der Besenbinder schwerhörig, äußerst schwerhörig. Wie er meinte: vor jedem Witterungsumschlag. Das Dorf aber sagte: wenn er nicht hören will. Zuweilen wieder vernahm er das leiseste Singen der Mücken.

Heut war er zweifellos schwerhörig. Reglos hockte er auf dem Steine, schwer atmend, die Hände eingewickelt in die blaue Schürze, die er niemals ablegte. Der Wächter schritt stumm um ihn herum und warf fragende Blicke auf das Rutenbündel und den Leinensack. Der Besenbinder verstand diese Blicke, sie machten ihn unruhig. Seine Äuglein flackerten mißtrauisch unter den zusammengezogenen Brauen und verfolgten mit lauernder Spannung jede Bewegung des Wächters, wie Katzenaugen, wenn ein Angriff droht, voll Furcht und Haß zugleich.

„Schöne, schöne Ruten!“ schrie ihm der Wächter endlich ins Ohr.

Aber der Besenbinder verhörte die Frage und antwortete, und es klang fast wie Mitleid aus seinen Worten: „Ja, ja, — 's Reißen steckt Dir wieder in den Beinen?“

Der Wächter nickte mit dem Kopfe, aber sein Lächeln zeigte, daß er die List des anderen durchschaute. Er ließ sich nicht abbringen von seinem Ziel, stieß mit dem Schaft des Spießes auf das Leinensäckchen und brüllte aus vollem Halse ins Ohr des Besenbinders: „'s riecht nach Kuchen!“

Es mußte ein großer Witterungsumschlag bevorstehen. Der kleine Bucklige war heut über alle Maßen schwerhörig. Nach der Art Schwerhöriger hatte er zwar bei dem verfänglichen Anrufe die Hand hinters Ohr gelegt, aber was hatte er vernommen? Harmlos antwortete er: „Schon zwölfse? Dann ist's Zeit schlafen gehen.“

Es mochte ein Fluch sein, den der Wächter in seinen Mantel brummte. War das nun Verstellung, oder hatte er wirklich nichts vernommen? Dann mußte er ja ganz taub sein. Aber er ließ sich nicht entmutigen.

Das merkte auch der Besenbinder bald. Immer unsicherer rückte er auf seinem Sitze hin und her. Er sah voraus, daß seine vorgebliche Schwerhörigkeit ihn nicht vor der Begehrlichkeit des Wächters schützen würde, dessen Augen immer frecher am Leinwandsäckchen auf und nieder krochen.

Da erfolgte auch schon ein neuer Angriff. Schwerfällig bückte der Wächter sich jetzt über das Bündel und betastete, um sich von ihrer Güte zu überzeugen, mit seinen plumpen Händen die Ruten. Liebkosend strich er von oben nach unten, von den feinen Zweigspitzen bis hinab zu den dickeren Schäften, und murmelte, in Gedanken ihren Wert abschätzend, dasselbe Lob, das flüchtige Betrachtung ihm schon vorher entlockt hatte: „Schöne, schöne Ruten! — Aus dem Galgenbusche“, setzte er dann, sich aufrichtend, hinzu.

Er hatte diesmal ganz gedämpft, nur wie zu sich selber gesprochen, als ging es sonst niemanden etwas an. Wunderbarer Weise aber hatte der Besenbinder jetzt jedes Wort vernommen und richtig verstanden. War in den wenigen Augenblicken ein so großer Witterungsumschlag vor sich gegangen oder fiel er aus der Rolle?

Ärgerlich erwiderte er: „Schön — — aber teuer, teuer. Acht Groschen — —!“

Vor Freude darüber, daß er den tückischen Verstellungskünstler endlich doch überlistet hatte, schlug der Wächter nun ein so lautes spöttisches Lachen an, daß der andere sich abwehrend beide Ohren zuhielt, während seine Schlangenäuglein immer grimmiger blitzten und der Jörn sein Gesicht ganz blau färbte.

Höhnisch wiederholte indes der Wächter: „Acht Groschen? Acht? — — Sprich fünfe; du meinst fünfe, fünfe und einen — — —!“ Dabei strich er mit den gespreizten Fingern seiner Rechten dem Besenbinder tolpatschig übers Gesicht und fuhr dann, die Hand öffnend und schließend, so dicht unter seinen Augen auf und ab, daß der Bedrängte jedesmal ein Stück zurückjuckte und sein großer Kopf fast auf die oberen Stufen zu liegen kam. Mit plötzlich veränderter kalter Stimme fügte der Wächter dann hinzu: „Ich muß das — heut — — zur Anzeige bringen!“

Diese Drohung führte ihn mit einem Schlage zum Ziele, sie machte den Besenbinder mürbe. Sie hatte so rauh, so fest geklungen, daß es Thorheit gewesen wäre, dem eisernen Willen, der sie ausstieß, noch länger heuchelnd zu trotzen. Nun galt es, den Gereizten zu besänftigen. Hastig griff drum der Besenbinder, freilich mit innerlichem Grollen, nach dem Leinensäckchen, das sich nun als wohlgefüllter Bettelsack erwies, und reichte seinem Quäler eine Handvoll schwarzer, zum teil schimmliger Brotkrusten. „Für die Hühner“, brummte er dazu.

Der Wächter barg schmunzelnd den schwer erworbenen Tribut in seine geräumige Manteltasche. Aber zufriedengestellt war er damit noch lange nicht. „'s riecht nach Kuchen!“ wiederholte er energisch, als er sah, daß jener sich anschickte, den Sack eilig wieder zuzubinden.

Und wieder lag eine solche Festigkeit in den paar Worten, daß der Besenbinder es nicht wagte, von neuem Widerstand zu leisten.

„'s riecht nach Kuchen!“ gab er mit knirschenden Zähnen wie ein dumpfes Echo zurück, und sein Gesicht ward fast schwarz von verhaltener Wut. Ohne aufzublicken aber reichte er dem Unerfättlichen einige Streifen Streuselfkuchen. „für die Mutter — — zum Frühstück! Laßt's Euch schmecken!“ meinte er. Sein ganzes Gesicht aber schrie: „Erwürgen sollt ihr mir daran, gefräßiges Lumpenpack!“

Um die Lippen des Wächters lief ein triumphierendes Lächeln. Er hatte wieder einmal seine Macht bewiesen, einen Vasallen, der ihm den schuldigen Zoll trotzig zu weigern wagte, demütig in den Staub gedrückt. In diesem herrlichen Gefühl stolzen Selbstbewußtseins wandte er dem Rutenbündel und dem kleinen Besenbinder gleichgiltig den Rücken. Sie interessierten ihn beide nicht mehr im geringsten, und er schritt die Straße auf und nieder, als ob sie gar nicht mehr da wären.

Der Geplünderte aber hockte noch in stummem Groll auf seinem Steine. Finstere Schatten lagen in seinen Zügen. Die dicke Unterlippe zuckte alle Augenblicke einmal gegen das Kinn, und es war jedesmal, als ob ein Fluch von ihr abspränge, hinüber auf den Scheitel des Wächters.

Der kurze Rausch, den dieser im Siege über die List und Hartnäckigkeit des Besenbinders empfunden, war indessen bereits verflogen. Als wäre nichts vorgefallen, wandelte er im alten Gleichmaß der Schritte wieder seine Bahn hin und zurück und that mit der alten Peinlichkeit keinen Tritt über die Frontseite des Wirtshauses hinaus. Es ward ihm langweilig. Schläfrig bohrte er sein Kinn in den Mantelkragen, und — schon rang der Schlaf mit ihm. An seine Füße hing sich Blei. Wohl schritten sie im gewohnten Takt, aber sie trugen ihren Herrn fast gar nicht mehr von der Stelle, und schließlich hoben und senkten sie sich nur noch mechanisch auf und nieder, in immer geringerem Abstände von der Erde, — auf und nieder, dann klebten sie am Boden, zuckten noch einmal, von unsichtbarer Kraft gezogen nach oben, doch der Leim hielt sie fest, und sie ergaben sich widerstandslos und still in ihr Los. Aber gerade ihr Stillstand riß den Wächter aus dem Schlafe. Wie ein aufgestörtes Huhn den Kopf unter dem Flügel hervorzieht, hob er staunend sein Gesicht empor. Ein dumpfes Surren drang an sein Ohr. War das Traum, war es Wirklichkeit? Er sah nach dem Besenbinder. Der hockte noch auf den Stufen, reglos, finster und gab fragend seinen Blick zurück.

Das Surren wurde lauter, denn es kam näher. Wie ein Spinnrädchen summt und surrt es, und dann rollte es um die Scheuerecke herum und kam die Straße herunter.

Der Wächter rüttelte den Besenbinder an der Schulter und schrie ihm ins Ohr: „Kriegst Gefährtschaft, Matthäus!“

Ein kleiner Handwagen, an dessen Deichsel ein langbeiniger Hund sich gegen die Erde stemmte, war es, der das Dorf herabgeschmurt kam. Vorn darin saß zusammengeduckt ein alter Mann, des Dörfleins Lumpensammler.

„Gut Abnd mitnander!“ rief er geschäftsmäßig von seinem Sitz herab den beiden Alten vor der Wirtshausthür entgegen. Die Räder wurden still, der Hund warf sich lechzend auf die Erde, und der Lumpensammler kroch keuchend von seinem Throne, streckte die Hände zum Gruß aus und that einige Schritte vorwärts. Er fand aber nicht das Gleichgewicht, schwankte einigemale bedenklich und trat an den Wagen zurück, wo er an dem vorn stehenden Kasten, der sein Warenlager enthielt: Knöpfe, Band, Zwirn, Bilderbogen und dergleichen, eine sichere Stütze fand. Die beiden andern guckten neugierig in den Wagen.

„Haft schwer geladen?“ fragte teilnahmsvoll, lauend der Wächter.

„Schief, schief!“ höhnte der Besenbinder.

Der Lumpensammler war nüchtern genug, die Stichelei sofort zu fühlen. Drohend richtete er sich auf. Aber die Stütze durfte er nicht verlassen. Er begnügte sich, die Fäuste gegen den kleinen buckligen Spötter zu ballen und einen dumpfen Fluch auszustoßen.

Zum Wächter gewandt aber murmelte er in gutmütigem, weichem Tone: „Alt Eisen, viel — — Eisen! Schwer, schwer!“ Und die beiden anderen beugten sich forschend über den Wagen, zwischen dessen Brettern sich Schweinsborsten, Lumpen, Knochen und allerlei alte Scherben in malerischer Buntheit und Unordnung aneinander schmiegen, und steckten ihre Finger gierig tastend in den Wirrwarr. Der Forschertrieb des Wächters sollte jedoch vorläufig nicht befriedigt werden. —

Über den sich selber überlassenen Lumpensammler schien plötzlich eine Art Verzückung gekommen. Er hielt offenbar den Mondschein für Sonnenlicht. Unbemerkt hatte er sein Pfeifchen gezogen, mit dem er auf seinen Handelsreisen jung und alt an den Kasten zu locken pflegte, und begann eben die altbekannte Melodie:

Dideldum — dideldum, dideldei,
Der Lumpenmann fährt vorbei!

Sprachlos vor Staunen blickte der Wächter auf. Als aber das, den Alten zur Vernunft zu bringen, nicht genügte, gebot er, dem die Heilighaltung der nächtlichen Stille oblag, zischend Ruhe, und da auch dies ohne den geringsten Erfolg blieb, sprang er dem Betrunkenen entrüstet an den Hals und riß ihm das Pfeifchen grob vom Munde.

Der Besenbinder aber hielt es nicht für der Mühe wert, sich in seinem Thun stören zu lassen. Nur halb richtete er sich auf, ein verstehendes Lächeln lief über seine Lippen, und mit doppeltem Eifer grub er seine breiten Hände tiefer in die geheimnisvollen Reichtümer des Wagens. —

„Alt Eisen, alt Eisen!“ krächte er plötzlich, zog einen gewaltigen Kartoffelknollen aus dem Gerümpel und hob ihn triumphierend empor.

Das brachte den Lumpensammler wieder zur Besinnung und zugleich so in Wut, daß er aller Vorsicht vergaß. Er verließ seinen Stützpunkt am Wagen und schob mit vorgestrecktem Arm und zum Griff geöffneter Faust auf den Besenbinder los, — fehlte aber sein Ziel und stürzte aufschreiend zu Boden. Knackend wie ein Bündel morschen Holzes brach er zusammen.

Matthäus lachte schadenfroh; der Wächter aber sprang wie ein gieriges Raubtier an dem Gefallenen vorbei an den Wagen zurück. Mit sicherem Griff entdeckte er das versteckte Kartoffellager, zog ein'ge Knollen hervor, hielt sie unter seine eingekniffenen Äuglein und schmunzelte hochbefriedigt und rief einmal übers andre: „Die neue Sorte, die neue — — die Imperatorkartoffel!“ Und dann füllte er seine Manteltasche mit Knollen, er füllte sie bis zum Bersten.

„Die baut bei uns blos der Kirchbauer, droben auf'm Grenzfelde.“

Aber der Wächter überhörte die Weisheit des Besenbinders ebenso wie das Stöhnen des Lumpensammlers, der noch immer am Boden lag und vergeblich bemüht war, sich von selbst am Wagen aufzurichten. Machtlos sank er bei jedem Versuch zurück und stieß dann einen greulichen Fluch gegen den Besenbinder aus, den der regelmäßig mit seinem kalten meckernden Lachen beantwortete. Der müde hungrige Hund allein empfand Mitleid. Er leckte winselnd die Hand seines hilflosen Herrn. — —

Der Wächter hatte endlich seine Gier gestillt. Er klopfte stolz auf seine Taschen und sah mit Befriedigung auf sich und seine Vasallen, die einen Teil ihrer Beute an ihm abgebend, ihm soeben wiederum einen reichlichen Kostzuschuß für die nächsten Tage geliefert hatten, — wiederum, und es hoffentlich noch oft thun würden. Sie waren doch gute Kerle, wenn sie auch immer erst ein wenig knauserten; namentlich der Lumpensammler, dessen Sträuben wahrlich kaum der Rede wert war. Und da sah er ihn liegen am Boden und zappeln wie einen eingeklemmten Frosch. Erst schien ihm das Spaß zu machen, dann mochte sich doch etwas regen in ihm wie Mitleid. Er winkte dem Besenbinder, und sie machten sich gemeinsam an's Werk. Ungeschickt und lieblos griffen sie zu, aber keiner strengte sich an, einer verließ sich auf den andern, und so war ihre Hilfe lange, lange nur ein grausames, erfolgloses Hin- und Herzerren, bis es ihnen endlich gelang, den immer lauter Stöhnenden wenigstens halb aufzu-

richten. Nun lag er vor ihnen auf den Knien, die Hände gen Himmel gefaltet und die Augen flehend hinaufgerichtet, unverständliche Gebete murmelnd, und große Thränen rannen über sein erdfahles Gesicht und zerflossen in der grauen Bartwulst, die sich unterm Kinn von Ohr zu Ohr hinzog. Das Jammerbild mochte selbst die beiden Freunde erschüttern. Noch einmal griffen sie dem Betrunkenen unter den Arm, mit einem Ruck stand er auf den Füßen und klammerte sich krampfhaft an den Wagen.

Bei dieser langwierigen Arbeit hatte der Besenbinder den Rocktaschen des Lumpensammlers besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Er wußte, daß dieser auf seinen Fahrten immer eine Trösterin mit sich führte, die ihm zauberkräftig nicht nur Linderung des Lebensjammers, sondern volle Weltvergessenheit zu schenken wußte. Heute hatte sie mit ihrem Troste sicher ja nicht geklagt, aber der Lumpensammler erkannte doch noch, was um ihn vorging. Es mochte demnach wohl noch ein Teil unverschwendeten Segens in ihrem blanken Heiligtume eingekerkert liegen. — Und der Besenbinder hatte sich nicht verrechnet. Was er suchte, war bald gefunden und gewonnen.

Längst stand er lauend hinter den Rücken der beiden andern, den Augenblick abwartend, wo er des Raubes froh werden könnte. Niemand kümmerte sich um ihn. Jetzt war es Zeit! Vorsichtig, heimlich — — — führte er die gestohlene Schnapsflasche an die Lippen und sog — leise, leise. Aber die Bier übermannte ihn, er neigte die Flasche tiefer, — und der süße Trank rann glucksend, gurgelnd in seinen Hals und ward zum Verräter.

Der Wächter sprang heran. Der Lumpensammler, der sofort erriet, was geschehen, kreischte laut auf, schlug wie wahnsinnig mit seinen langen Armen um sich und — — hielt wunderbarerweise im nächsten Augenblick die Flasche in seinen Händen. Er hob sie ins Mondlicht, im trüben grünen Glase glitzerten noch einige Tropfen, und ein jämmerliches Schluchzen entrang sich seiner Brust. Seinen Grimm in dunklen Flüchen zu entladen, wie er es vorher gethan, dazu fand er nicht mehr die Kraft. Aber sein ganzer Körper zitterte von innerlicher Wut. Er stand wie versteinert. — Dann hob er die Flasche, um den letzten Rest des köstlichen Getränkes in Sicherheit zu bringen, aber noch ehe sie die gespitzten lüsternen Lippen berührte, sprang der Wächter gierig herbei, riß sie an sich und schüttete den Trunk in seine Kehle. Matthäus flatschte Beifall.

Dem Lumpensammler war das zu viel. Der Schreck machte ihn stumm und starr. — —

Als wieder Leben in ihn kam, schüttelte er feierlich und ernst eine Weile den Kopf, raffte sich dann plötzlich auf und spuckte voll Verachtung den Freunden vor die Füße und kehrte ihnen den Rücken. Nach vorn schiebend, gelang es ihm, die Deichselspitze zu fassen und das Gleichgewicht

zu behaupten. — Schwanzwedelnd, mit fröhlichem Gebell sprang der Hund ins Geschirr, und das Wägelchen begann zu schnurren und rollte langsam die Dorfstraße hinunter.

Das betroffene Lachen, das die beiden andern über den ohnmächtigen Zorn des Lumpensammlers angestimmt hatten, blieb ihnen bald ganz im Halse stecken, als sie sahen, wie sicher das Gefährt die Straße hinabließ. Verdutzt schauten sie ihm nach. War denn der Alte plötzlich nüchtern geworden?

Matthäus hatte sich zuerst von seinem Staunen erholt. Rasch ergriff er Bettelsack und Rutenbündel und eilte, den Wagen einzuholen. Ei, wie behende lief der bucklige Graukopf! Das wär' ich mit meinen geschwollenen gichtischen Beinen wahrlich nicht imstande, mußte sich der Wächter sagen.

Inzwischen hatte der Besenbinder das Gefährt erreicht. Er hob das Bündel und warf es auf den Wagen, den Bettelsack hinterdrein. Und da der Lumpensammler von allem nichts merkte, kroch er selbst noch auf das Fuhrwerk hinauf und ließ sich von seinem nichts ahnenden Kameraden nach Hause fahren. Um aber das Maß seiner Bosheiten voll zu machen, knotete er schnell seinen Bettelsack auf und füllte, in voller Fahrt des Lumpensammlers Kartoffeln plündernd, ihn mit den größten und schönsten Knollen.

Der vereinsamte Wächter starrte eine Weile dem Gefährt nach. Es bog manchmal mit einem scharfen Stoß zur Seite aus, kam aber gleich wieder ins rechte Gleis zurück, und die kleinen Räder surrten und sangen immer leiser und leiser und wurden endlich drunten in den letzten Häusern ganz still. Da wandte er sich und sah in den Mond. Wie man auf das Zifferblatt der Uhr sieht, wenn man genau den letzten Schritt des Zeigers ablesen will, blickte er hinauf und lächelte zufrieden, als ihm die große Weltenuhr der Gestirne die Mitte der Nacht ankündigte. Sofort hastete er die Straße hinauf bis an die Jaunlücke, stellte sich breit davor und blies mit zwölf kräftigen Hornstößen den Anbruch der Geisterstunde in das Gäßchen hinein. Und als der letzte Hall verklang, lauschte er mit gespannter Aufmerksamkeit, guckte und lauschte, und als sich nichts regte, setzte er das Horn noch einmal an die Lippen und stieß noch kräftiger hinein, vergaß aber in seinem Eifer das Zählen und blies immer schneller und heftiger — siebzehn, achtzehn, neunzehn, zwanzig, — wo ihm schließlich der Atem ausging.

Endlich ward es ersichtlich, wem die wütende Horntuterei gegolten hatte. Ein kleines Weiblein, ebenfalls etwas wunderlich vermunimt, trippelte aus dem Gäßlein. In den Mantel brummend streckte der Wächter ihr Horn und Speiß entgegen. Er hatte es ihr aber zu arg gemacht, sie nahm

feines von beiden, hielt sich die Ohren zu und huschte hinab zum Schilderhäuschen. Der Wächter folgte mißnützig, ohne Spieß und Horn zurückzuziehen. Sein Tuten mochte sie aus schönen Träumen empor geschreckt haben. Sie schmollte noch immer und lehnte beleidigt, fast trotzig am Häuschen.

In seiner knabenhaften Hilfslosigkeit kam dem Wächter endlich ein rettender Gedanke. — Er wühlte umständlich in seiner Manteltasche, und als er bemerkte, daß seine Frau verstohlen-neugierig herüberschielte, reichte er ihr einen Streifen Streuselkuchen. „Mutter, Kuchen!“

Und sie griff zu und nahm mit dem Kuchen zugleich auch Horn und Spieß.

So waren sie wieder versöhnt, und der Alte wies ihr mit Stolz die aufgespeicherten Reichtümer in seinen Manteltaschen. Dabei aber wurde das Pärchen gestört, — sie schrakten auf und horchten. Droben hinter der Scheuer erschollen geschwinde, regelmäßig hämmernde Schläge. Es war Hufschlag.

Schnell entschlossen warf das Weiblein den Spieß zurück in des Wächters Hand, riß die Thür des Schilderhäuschens auf und schlüpfte hinein. Der Alte aber eilte mit gewaltigen Schritten die Straße dorfhinunter, machte ein Stück drunten Kehrt und kam dann langsam die Straße herauf, so daß es ausah, als kehrte er soeben von einer Runde im Dorfe zurück. Gerade bog es droben um die Scheuer: Ein schnaubender Gaul, eine blinkende Helmspitze. Dem Wächter gelang es, das Schilderhäuschen zu erreichen und sich vor dessen Thür in lächerlicher Grundstellung aufzupflanzen, ehe der Reiter herankam.

„Was vorgefallen?“ näselte der Gendarm.

„Nichts nich, Herr Wachmeister! Kein Hund, kein Katz zu spüren“, antwortete der Alte in demütig-kriechendem Tone.

Der andre ritt an die Fenster des Wirtshauses, die vom Mondlicht überglänzt wie von innen erleuchtet schienen.

„Noch Licht drin, he? Gesellschaft?“

„Schon seit Zehnen zu, Herr Wachmeister! Schon seit Zehnen, wie ich auf Wache zog, Herr Wachmeister!“ kam es treuherzig von den Lippen des alten Lügners.

„Gut.“

„Gut Nacht, Herr Wachmeister!“

Der Gaul warf den Kopf empor. Die Hufe begannen zu hämmern, hämmerten und verklangen sehr bald drunten im Dorfe, da und dort begrüßt vom Gefläß eifriger, an die Thore springender Hofhunde. — — —

Indes war die kleine Wächtersfrau wieder aus dem Häuschen geschlüpft und hatte Spieß und Horn zum zweitenmale übernommen. —

Der Alte trat den Heimweg an, schwerfällig, mit gesenktem Kopfe, als schliefe er bereits im Gehen.

Das Weiblein hatte ihm einige Augenblicke nachgesehen. Als er in's Gäßlein eingebogen war, riß sie das Schilderhäuschen auf und tauchte in sein geheimnisvolles Dunkel. Man hörte Stroh knistern, es sank etwas dumpf in die Ecke, es rückte sich zurecht, wühlte sich ein, — — — und über eine Weile drang durch das Guckloch ein glückliches melodisches Schnarchen.

— — — Die Heuschrecke unterm Siebelfenster war längst still geworden. Der einzige Zuschauer droben verzog mißmutig sein Gesicht. Man merkte es ihm an, das Schauspiel hatte ihn nicht befriedigt. In großen Buchstaben konnte man es von seiner Stirn lesen, was ihn verstimmte. —

„Der fünfte Akt! Der fünfte Akt?“

Da zog sich ein Wölklein quer über seine Stirn.

Die Sage vom schwarzen Brunnen.

Von

Prof. Scharnweber, Breslau.

Nicht weit von der österreichischen Grenze liegt das freundliche Städtchen Nicolai, an dem Fuß eines Höhenzuges, der dasselbe vom eigentlichen Hüttenrevier trennt. Auf der Anhöhe entspringt der sogenannte „Schwarze Brunnen“. Der Name rührt wohl von seiner Lage her; denn vordem war er auf allen Seiten von einem dichten Bestande hochragender Kiefern umgeben, deren romantisches Halbdunkel dem ermüdeten Wanderer ein trauliches Ruheplätzchen bot. Sein Wasser ist hell und klar. Hier liegt der Schauplatz einer der ältesten oberschlesischen Sagen.

Die Germanen, welche ehemals diese Gegenden bewohnten, hatten einen Einfall der Römer unter Kaiser Marc Aurel siegreich zurückgeschlagen. Auf dem Rückmarsch in ihre Heimat schlugen sie im tiefsten Dickicht des Waldes ihr Nachtlager auf. Ihren zahlreichen Gefangenen lösten sie die Fesseln, da an deren Entweichen hier in der unwirtlichen Wildnis nicht zu denken war.

Allein ein edler Römer, namens Valerius, benutzte die wiedererlangte Freiheit, unter dem Schutze der Nacht sich wegzustehlen in der Hoffnung, irgendwo einen Weg zu finden, der ihn aus dem Walde herausführen würde; möglicherweise würde es ihm dann, wenn auch vielleicht erst nach Monden, vergönnt sein, sein sonniges Vaterland wiederzusehen.

Viele Stunden lang streifte er nach allen Richtungen umher. Doch umsonst; nirgends zeigte sich ihm ein Ausweg aus diesem Labyrinth; ermattet, hungrig und niedergeschlagen suchte er seine Gefährten wieder auf. Nach vielfachen vergeblichen Versuchen gelang es ihm endlich, den Lagerplatz wiederzufinden, von dort aus folgte er den Spuren des abgezogenen Heeres; denn wie hätte er allein, waffenlos und erschöpft, allen den unbekanntem Schrecknissen des Waldes begegnen, wie hätte er seinen nagenden Hunger stillen können!

Doch bald mußte er sein Vorhaben als hoffnungslos aufgeben. Immer schwerer wurde es ihm, die Spuren zu erkennen; wieder brach die Nacht herein, die Beine versagten ihm den Dienst, und zum Tode erschöpft, sank er — in unmittelbarer Nähe des schwarzen Brunnens — nieder.

Noch hatte sich nicht ein wohlthuender Schlummer auf seine ermüdeten Augen gesenkt, da leuchtete vor ihm ein heller Lichtschein auf, und er erblickte ein Mädchen von hoher Anmut, die ihn ernst, aber nicht unfreundlich anschaute und ihm durch eine stumme Geberde bedeutete, ihr zu folgen; dabei reichte sie ihm ein Schwert, sich zu bewaffnen. Bald gelangten sie an ein hohes, von zwei Bären bewachtes Thor, die dem Manne ihr gewaltiges Gebiß wiesen, bei dem Anblick des Mädchens aber scheu zurückwichen. Nun gelangte der Jüngling unter dem Schutze der Jungfrau in einen weiten, hellen Gang und von da in einen hohen, in wundervollem Glanze strahlenden Saal, dessen Kuppel von vierundzwanzig Säulen getragen wurde. Von ihr hing ein prächtiger Kronleuchter aus Bergkrystall herab, dem das Licht von hundert Kerzen entströmte. Mitten unter ihm erhob sich ein Altar aus Porphyry, mit einer Bildsäule aus weißem Alabaster geschmückt.

Hier verläßt das Mädchen den Fremdling, kehrt aber bald wieder mit einer Fülle von ausgewählten Speisen und Getränken — Ahorn- und Birkenwein, sowie köstlichem Gerstensaft — zurück. Sie fordert den Gast auf, sich zum Mahle niederzusetzen und entschwindet. Während er sich an dem Dargebotenen erquickt, dringt von der Decke her lieblicher Mädchen- gesang an sein entzücktes Ohr, ohne daß sein Auge die Sängerinnen zu sehen vermag.

Noch steht er unter dem Bann all des Wunderbaren, das er in einer Stunde gesehen und gehört hat, da tritt ein würdiger Greis mit langwallendem weißen Bart vor ihn hin. Dieser fragt den Jüngling nach seinem Namen, spricht ihm frohen Mut ein und läßt ihn gestärkt und getröstet allein zurück.

Plötzlich verändert sich das Bild. Die Kerzen verlöschen, Blitze zucken von oben herab, bläuliche Flämmchen züngeln unter dem steinernen Fußboden hervor, die weiße Bildsäule auf dem Altar wird lebendig und steigt, in eine schwarze Wolke gehüllt, zu dem Römer hinab.

„Du stehst“, sprach sie, „vor dem gewaltigen Beherrscher des Flammenreiches, während meiner Schwester alles Wasser der Erde unterthan ist; willst Du an meiner Macht teilhaben?“

Valerius war von der Erscheinung und all den Schrecknissen in seiner Nähe zu betroffen, als daß er ein Wort der Entgegnung hätte stammeln können.

„Du schweigst?“ donnerte ihn der Gewaltige an, „nun wohl, so lerne meine Macht kennen!“

Unter fürchterlichem Getöse versank der Altar; an seiner Stelle sprudelte schwarzes Wasser aus dem Fußboden hervor und verbreitete einen so starken Schwefelgeruch, daß derselbe dem Jüngling fast den Atem benahm. Der Saal wurde von einem blassen, bläulichen Licht erfüllt; der Quell wurde zum See, und hunderte von Feuergnommen tanzten zu den Füßen des Römers.

Der junge Krieger bezwingt die bleiche Furcht, der er bereits zu erliegen schien, und bleibt äußerlich ruhig, ob ihm auch vor grausem Entsetzen alle Pulse beben.

Da gewahrt er den Schatten einer weiblichen Gestalt sich vom Hintergrunde abheben und sich ihm nähern. Sie ist mit einem weißen, aber blutrot leuchtendem Gewande bekleidet, und gräßliche Schlangen ringeln sich auf ihrem Haupte.

„Steige hinab“, zischt sie, „mit mir in mein Reich. Auf Liebesarmen getragen sollst Du zum Licht dringen, hinauf zu einem herrlichen neuen Leben. Komme herab!“

Valerius schweigt.

„Du widerstrebst? So trage die Folgen Deines Trozes!“

Sogleich öffnet sich der Boden des Saales, überall dringen tosende Wasser hinein; die Säulen stürzen nieder und reißen die Decke nach sich. Die Schreckgestalten verschwinden; undurchdringliches Dunkel hüllt alles in seinen schwarzen Schleier.

Schon vorher war der Jüngling von unsichtbaren Händen hinweggetragen worden und dem drohenden Verderben entrückt. —

Valerius liegt wieder an dem unheimlichen Wasser, dessen dumpfes Rauschen allein die tiefe Stille der Nacht durchbricht. War das eben Erlebte Traum oder Wirklichkeit? Noch überlegt er, da belehrt ihn ein Griff nach seinem Schwerte, daß das Geschehene kein leeres Traumbild sei. Doch jetzt übermannt ihn die Müdigkeit, und ein tiefer traumloser Schlummer läßt ihn seine hilflose Lage vergessen.

Schon steht das leuchtende Tagesgestirn hoch am Himmel, als der Flüchtling erwacht. Vor ihm steht ein alter Krieger, von den Schultern bis an die Kniee in ein Bärenfell gehüllt, mit Schwert, Speiß und Schild be-

waffnet, in welchem er den geheimnisvollen Alten aus der Höhle erkennt. Dieser giebt sich dem Jüngling als Landsmann zu erkennen und führt ihn über Berge und Thäler zu seinem Heim, dessen wohlliches Haus, von einem wohlgepflegten Garten umgeben, angenehm gegen die Wildnis rings herum absticht. Während er nun erzählt, wie er vor einer langen Reihe von Jahren als Flüchtling hierhergekommen sei und hier eine zweite Heimat gefunden habe, wie es sein stetes Bemühen gewesen sei, die wilden Sitten der Einwohner zu veredeln, ihre Kenntnisse zu heben und sie zum Kampf gegen die Elemente geschickter zu machen, tritt Ganna, seine Tochter, ins Zimmer. Diese, die freundliche Führerin in der gestrigen Nacht, heißt den Fremden herzlich willkommen.

Viele Monde verweilt dieser bei seinen Gastfreunden; endlich ergreift ihn heiße Sehnsucht nach seinem teuren Vaterlande. Doch nicht allein will er dahin zurückkehren; schon längst ist er von inniger Liebe zu der Jungfrau entbrannt; er erbittet und erhält von ihrem Vater ihre Hand. Beide ziehen nun vereint nach dem sonnigen Süden. Jener aber verschwindet vor ihren Blicken, nachdem er den Scheidenden noch einen letzten Segenswunsch auf den Weg gegeben. —

Dies der Inhalt der Sage, die zweifellos sehr alt ist, wenn sich auch die spätere Überarbeitung unschwer erkennen läßt. Ihr liegt der Gedanke zu Grunde, daß die Menschen die Elemente, die vormals ihnen so oft furchtbar und zerstörend gegenübergetreten, im Laufe der Jahrhunderte gebändigt und sich dienstbar gemacht haben, so daß sie durch sie zu Glück und Reichthum gelangt seien. Die hohe Bildungsstufe aber, auf der sich die heutigen Bewohner der ehemaligen Wildnis befinden, sei ihnen von Süden her gebracht worden, dessen Bewohner erst als Eroberer, dann aber als Kulturträger zu ihnen gekommen seien und sie dazu befähigt hätten, den Kampf mit den Elementen aufzunehmen und siegreich zu Ende zu führen.

Welcher Schauplatz ist aber dieser Sage angemessener, als das einst von dichten Wäldern umgebene Hüttenrevier Oberschlesiens mit seinen vielen Schwefelquellen und dem geheimnisvollen „schwarzen Brunnen“?



Eingegangene Bücher.

- Dr. Berthold Bretholz.** Neue Aktenstücke zur Geschichte des Schwedenkrieges in Mähren und Schlesien. (Separat-Abdruck aus der „Zeitschrift des Deutschen Vereins für die Geschichte Mährens und Schlesiens“. 5. Jahrgang, 1. Heft.) Brünn 1901. 91 S.
- Eduard August Schroeder.** Das Recht der Freiheit. Kritisch, systematisch und kodifiziert. Leipzig, Rößberg & Berger 1901. XIII. 657 S.
- Josef Theodor.** Das Erntefest. Drama in 3 Akten. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt. 1902. 136 S.

Eingehende Besprechung der genannten Bücher ist vorbehalten.

Chronik.

- Den 1. März.** Die Schlesische Zeitung bringt im Morgenblatt einen Artikel „Oberschlesische Verkehrsverhältnisse“ mit Klagen über Vernachlässigung der Rechten-Oder-Ufer-Seite.
- Den 5. März.** Unter Leitung des Lehrers **Buch** beschließt eine in Königshütte tagende Versammlung von etwa 100 Lehrern aus Königshütte, Lipine, Schwientochlowitz die Gründung einer Spar- und Darlehensgenossenschaft für Lehrer und Lehrerinnen. — Zweiter Bürgermeister **Metzner** in Neustadt O.S. wird in sein Amt eingeführt.
- Den 5. März.** Der Männerturnverein in Kreuzburg stellt sich zur Aufgabe, für die Errichtung eines Denkmals für Kaiser Friedrich III. in Kreuzburg zu wirken.
- Den 6. März.** † Pastor prim. **Hermann Kölling**, Ehrenbürger und Verfasser einer Geschichte der Stadt Pitschen, im Alter von 61 Jahren.
- An der Bergschule zu Carnowitz bestanden 26 Zöglinge die Abgangsprüfung, davon sechs mit „gut“, dreizehn mit „genügend“ und sieben mit „schwach genügend“. Die Abiturienten sollen sämtlich sofort im ober-schlesischen Revier Stellung gefunden haben.
- Den 10. März.** Der bisherige Amtsrichter **Otte** aus Ujest wird als Bürgermeister in Carnowitz O.S. eingeführt.
- Den 13. März.** Eröffnung der Fach- und Kunstgewerbeausstellung in Gleiwitz, veranstaltet von der Maler- und Lackierer-Zunftung des ober-schlesischen Industriebezirkes.

Den 19. März. Einer Einladung der fürstlich Hohenlohe'schen Verwaltung folgend, trafen gegen 70 Mitglieder des oberschleifischen Bezirksvereins des Vereins Deutscher Ingenieure zum Besuch der im vorigen Sommer in Betrieb gesetzten Anlagen der Brzezowitzgrube in Scharley ein.

Den 20. März. In der Sitzung des Abgeordnetenhauses spricht der Centrums-Abgeordnete Dr. M o r i t z P i l c h o w i t z für Übernahme der Kleinbahn Gleiwitz—Ratibor auf den Staat. Abgeordneter K a r d o r f f empfiehlt Ankauf der Privatbahn Wels—Wilhelmsbrück. F a l t i n wünscht die Linien Antonienhütte—Neuberun, Sohrau—Landesgrenze und Vossowska—Kandzin; Graf P r a s c h m a eine Linie Samsdorf—Neustadt—Deutsch-Rasselwitz. K a r d o r f f und N a d b y l sprechen für eine direkte Verbindung Wels—Ostrowo; dagegen wendet sich Abgeordneter G a m p.